

Wiener Stadt-Bibliothek.

8777

A





462  
~~462~~

817







Schradler del.

30. 12.

Hier haben Sie für die armen  
Libertwolkwitzer alles, was wir haben.

Siv. 8.

Schule  
der  
Belehrung und Warnung.

---

Eine Sammlung  
wahrer Geschichten  
für  
die Jugend  
von  
Leopold Chimani.

(Mit einem Kupfer.)

---

Zweyte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

---

Wien, 1819.

Auf Kosten des Verfassers, und im Verlags-Gewölbe  
der k. k. Schulbücher-Verschleiß-Administration bey  
St. Anna, in der Johannis-Gasse Nro. 1039.

1710  
Beschreibung und Verzeichniss

der  
Kaiserlichen  
Bibliothek  
in Wien



Verzeichniss der Bücher

1710  
In Wien bey der kaiserlichen  
Bibliothek  
Verkauft bey der kaiserlichen  
Bibliothek



---

## V o r r e d e.

---

Die vorliegende Schrift ist eine Fortsetzung des Werckens: Wahre Geschichten für die Jugend, welche sich in den letzten Jahren zugetragen haben, von dem in einem Zeitraume von anderthalb Jahren zwey sehr starke Auflagen vergriffen worden sind, und eine dritte durchaus verbesserte und sehr vermehrte Ausgabe eben erscheint.

Diese gute Ausnahme des Werckens scheint mir anzuzeigen, daß ich meinen Zweck, der Jugend durch Belehrung und Warnung nützlich zu seyn, nicht verfehlt habe. Mehr aber ward ich in dieser Meinung durch schriftliche und mündliche Zeugnisse bewährter Pädagogen bestärkt, daß Katecheten und Schullehrer nütlichen Gebrauch von diesem Büchlein bey dem Unterrichte gemacht, und Beyspiele aus demselben zur Bestätigung ihrer Lehren genommen haben. Selbst Volkslehrer haben auf der Kanzel Thatsachen aus diesem Büchlein entlehnt. Sollte dieses nicht Aufmunterung für mich seyn, diese Sammlung der Geschichten fortzusetzen, und sie für die Jugend zu bearbeiten?

Man hat mir eingewendet, daß eine Reihe von Unglücks geschichten die Kinder furchtsam mache, den Unternehmungsgaist in ihnen ersticke, und sie um den kindlichen Frohsinn bringe. Bey verzärtelten, von Natur aus schüchternen Kindern; bey

Kindern, die aus übertriebener Besorgniß immer am moralischen und physischen Gängelbände geführt werden; bey Kindern, die noch nicht allein gehen, denken, wollen und handeln gelernt haben, mag dieses wohl der Fall seyn; diesen gebe man ja mein Buch nicht in die Hand, sonst fürchten sie Gefahr, wo keine ist, sonst fallen sie mit zitterndem Schritte auf ebenem Wege.

Doch die Zahl dieser kleinen Hypochondristen ist sehr gering, könnte aber bey unserer verweichlichen Erziehung größer werden. Wer aber in der Kinderwelt gut bekannt ist, der weiß, daß bey den meisten Kindern frisches Blut in den Adern waltet, daß ihr Feuer sie hinreißt, daß Muthwille und Leichtsinns sie beherrscht, daß Unbesonnenheit die Vernunft nicht zur Sprache kommen läßt, daß sie gewöhnlich eher handeln, dann erst denken. Sollten da Warnungstafeln überflüssig seyn? Hören wir nicht fast täglich, wie sich muthwillige Kinder durch Leichtsinns und Unbesonnenheit Schaden zufügen, sich oft lebenslänglich unglücklich machen? Wie viele stürzen sich in die Gefahr, ohne dieselbe zu kennen? Muß man nicht immer warnen, sie über die Gefahren belehren u. s. w.? — Zu dem finden sich ja immer in diesem Buche nach Unglücksgeschichten zur Abwechslung und Erheiterung des Geistes Erzählungen schöner und edler Handlungen, welche sanft rühren und die Gemüthsstimmung erhöhen.

Wenn aber Geschichten auf den Willen und die Handlungsweise der Kinder wirken sollen, so müssen sie wahr und nicht erdichtet seyn. Frägt nicht schon das sechsjährige Kind, wenn es eine Ge-

schichte oder Erzählung hört oder lieſt, ob ſie auch wahr ſey? Wie oft muß da der Lehrer, wie oft müſſen die Ältern zu Lügnern werden, und ja ſagen, um die Wirkung der Erzählung nicht zu ſchwächen! Je älter das Kind wird, deſto mehr zweifelt es, ob die Geſchichte ſich in der That zugetragen habe? Zu dem ſind die erdichteten Erzählungen meiſtens Ideale und enthalten Charaktere, welche man in der wirklichen Welt nicht ſo antrifft, wie ſie geſchildert werden; die Tugend wird zu vollkommen, das Laſter zu gräßlich dargeſtellt, und die Folgen guter und böſer Handlungen werden ſo zahlreich angeführt, daß die Erwartungen des Kindes überſpannt werden, und es ſich eben dadurch getäuſcht findet. Wird dadurch nicht offenbar die Wirkung der Erzählung geſchwächt, und muß das Kind nicht an der Wahrheit derſelben zweifeln? Wie viel mehr werden Geſchichten wirken, die aus der wirklichen Welt genommen, bey denen Perſon, Zeit und Ort angegeben ſind.

Dieſes ſey zur Rechtfertigung des Erſcheinens dieſes Werkchens geſagt, welches eben ſo, wie ſein Vorgänger, auf die gütige Nachſicht der Lehrer und Ältern Anſpruch macht, und nur in der Abſicht in die Kinderwelt tritt, um der Jugend nützlich zu ſeyn, der ich immer von ganzen Herzen zugethan bin, und mit beſonderer Vorliebe meine freyen Stunden widme.

Wien am 20. December 1815.

Der Verfaſſer.

---

## Vorrede zur zweyten Auflage.

---

Das bewährte Urtheil gründlicher Pädagogen und mehrerer kritischer Blätter, wie auch der schnelle Absatz von zwey tausend Exemplaren der ersten Auflage haben die Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieser Schrift erprobt. Um mich dankbar für die gute Aufnahme derselben zu beweisen, habe ich diese zweyte Ausgabe fast auf jeder Seite verbessert, und sie mit so vielen anziehenden Geschichten aus den letzten Jahren vermehrt, daß sie um einige Druckbogen angewachsen ist, ohne den mäßigen Verkaufspreis beträchlich zu erhöhen. Ich wünsche derselben, daß sie wie die erste verbreitet werde, und hinfür Nutzen stiften möge.

Wien am 18. März 1818.

Der Verfasser.

## Schöne Züge der Wohlthätigkeit.

---

### 1. Die wohlthätigen Prinzen.

Durch den Deutschen Befreyungs-Krieg im Jahre 1813 hatte Sachsen ungemein gelitten. Das gefräßige, raubgierige und plünderungsfüchtige Französische Heer hatte dieses Land den ganzen Sommer hindurch besetzt, und die zahlreichen Armeen der Verbündeten drangen in dasselbe ein. Schlachten folgten auf die blutigsten Gefechte; alle Drangsalen des Krieges: Noth, Hunger, ansteckende Krankheiten, Viehseuche, Feuersbrünste, Verheerung und Zerstörung, Raub und Plünderung zeigten sich in ihren gräßlichsten Gestalten. Tausend Familien waren an den Bettelstab gebracht, die wohlhabendsten verarmet. Überall zeigten sich Elend und Jammer.

Besonders aber war die Völkerschlacht bey Leipzig für die friedlichen Einwohner sehr verheerend. Alle Orter im Umkreise von mehreren Stunden wurden abgebrannt, die Feldfrüchte zerstört, das Vieh weggeführt. Wie Schatten schlichen die unglücklichen Landbewohner herum, und steheten zu Gott und den Menschen um Hülfe.

Da zeigte sich besonders die Englische Nation, die einen so thätigen Antheil an diesem Befreyungs-Kriege genommen hatte, sehr wohlthätig gegen die durch den Krieg Verunglückten. Es wurden dort allenthalben Sammlungen veranstaltet, die so ergiebig waren,

daß den armen Sachsen eine mächtige Aushülfe an Geld zuflöß.

Ein Sachse hatte die klägliche Lage des Dorfes *Libertwolkwiz*, um dessen Besitz man so wüthend in dieser Schlacht gekämpft hatte, in einem Briefe geschildert. Der Brief wurde in einer Englischen Zeitung abgedruckt, und machte einen wunderwürdigen Eindruck auf die Herzen der Bewohner *Londons*, und zwar durch folgenden Umstand.

Die beyden jungen Prinzen des Herzogs von *Braunschweig*, jenes Helden, der in der Schlacht bey *Mont Saint Jean* am 18. Junius 1815 fiel, welche sich damals in *London* befanden, der eine acht, der andere beynabe zehn Jahre alt, lasen diesen Brief in der Zeitung, und wurden so von Wehmuth und Mitleid ergriffen, daß der Jüngste zu seinem älteren Bruder sagte: „Höre! wir wollen doch unsere alten *Louisd'or* aus der Sparbüchse nehmen, und sie so gleich zu unserem Freunde *Ackermann* tragen. Der wird dafür sorgen, daß sie den armen *Libertwolkwizern* zukommen. Sie können sich doch ein Pferd oder ein Paar Kühe dafür kaufen.“ Der ältere Bruder fand diesen Gedanken vortrefflich. „Ja, lieber Bruder,“ erwiderte er, „wir wollen dieses thun!“

So gleich hoblen sie die *Louisd'or* hervor, steckten sie in einen Beutel, und brachten sie dem Herrn *Ackermann* mit den Worten: „Hier haben Sie für die armen *Libertwolkwizer* alles, was wir haben; nur bitten wir Sie, das Geld sammt dem Beutel, wie es da ist, zu übersenden.“

Herr *Ackermann*, ein in *London* wohnender Sachse, wurde von der Wohlthätigkeit dieser beyden jungen Deutschen Prinzen so innig gerührt, daß er sich der Freudenthränen nicht enthalten konnte. Er versprach ihren Auftrag genau zu vollziehen; und kaum hatten sich die Prinzen von ihm entfernt, so eilte er auf die Börse und auf *Londons* Kaffeehaus, wo die reichsten Kaufleute und angesehensten Personen zusammen kommen, und erzählte diesen schönen Vorfall.

Die anwesenden Kaufleute und andere Herren wurden von dieser edlen Handlung der jungen Prinzen gleichsam begeistert und riefen: „Wenn das Kinder thun, was müssen nun nicht erst wir thun?“ Alle drängten sich an Herrn Acker mann, und unterzeichneten große Summen, so daß in Kürze bey einer Million Gulden beyammen waren, welche den armen Sachsen, mit dem Beutel von den edlen Prinzen für die verunglückten Libertwolkwizer, übersendet wurden.

Heil den wohlthätigen Prinzen! Wie beglückend wird ihr Wandel unter ihren Untertanen seyn, wenn sie einst im väterlichen Erbe, daß ihnen die Schlacht bey Leipzig gewonnen hat, regieren werden!

## 2. Wohlthätiger Dank gegen verwundete Krieger.

Eine wohlthätige Frau reichte in dem Kriegsjahre 1814, (es war in den ersten Tagen des Februars), einem verwundeten Krieger eine Gabe an Geld. Ein Knabe in schmutziger, heynabe zerrissener Kleidung that dergleichen. Sie gibt einem zweyten; er auch; sie reicht einem dritten ein Almosen; er auch. Hierüber stuzig, fragte ihn die Frau: „Junge, wie kommst du zu diesem Gelde, und wer hat dich gelehret, es so wohlthätig zu verwenden?“ —

Die Antwort war: „Ich rufe Extra-Blätter aus, und den ganzen kleinen Gewinn, den ich aus dem Verkauf derselben ziehe, vertheile ich unter die franken und verwundeten Krieger. Soll ich nicht denen, die mich vor Feindesgefahr schützen, und den Sieg erkämpfen helfen, meinen Dank abstaten?“ — Die Frau ging gerührt fort, und segnete im Stillen den Knaben, der auch in seiner Armuth wohlthätig ist. — Und ihr, liebe Freunde, sollet ihr es nicht seyn, da euch die Vorsehung durch eure Altern in bessere Umstände versetzt hat?

## 3. Samaritanische Nächstenliebe.

Zu Ende October 1814 fand man in Paris auf dem Plage Beauveau ein kleines Wickelkind, welches lieblose Menschen ausgefetzt hatten. Der Zettel, welcher dabey lag, meldete, daß die Altern nicht im Stande wären, das Kind zu ernähren, und deswegen Menschenfreunde bätben, sich desselben anzunehmen. Es gehöret große Verdorbenheit des Herzens und Abstumpfung des moralischen Gefühls dazu, die man nur in einem durch immerwährende Kriege verwilderten Lande antrifft, wenn Altern das ihnen von Gott geschenkte Unterpand ihrer gegenseitigen Liebe und Treue gefühllos von sich stoßen, unter dem schalen Vorwande, daß sie dasselbe nicht ernähren können. Hat wohl der liebe Gott auch noch so armen Altern je ein Kind geschenkt, denen er nicht auch Mittel zu dessen Unterhalte gab? Ist je schon ein Kind in dem Hause arbeitsamer Altern verhungert? Wenden wir weg unsern Blick von diesen gefühllosen Altern, und sehen wir, was mit dem Kinde geschehen ist.

Viele eingeborne Franzosen gingen, wie der Pharisäer und Levit im Evangelio vor dem unter die Röder gerathenen Reisenden, ungerührt vorüber, lasen den Zettel, und ließen das Kind liegen. Endlich kam ein Fremdling, wie dort der Samarit; er hob das Kind auf, trug es auf seinen Armen zum Polizey-Commissär, und nahm es dort mit einer gerichtlichen Versicherung an Kindes Statt an. Und wer war dieser barmherzige Samarit? — Ein armer Savoyard, Vater von sechs eigenen lebendigen Kindern, die er mühsam ernährte. — „Wer hat,“ frage ich hier mit den Worten des göttlichen Lehrmeisters, „als Nächster an dem Kinde sich bewiesen?“ — Gehet hin und thut desgleichen!



## 4. Der unbekante Wohlthäter.

Eine arme Witwe, welche von einem kleinen Gnadengehalte dürftig lebte, ernährte kümmerlich ihre drey kleinen Kinder durch die Arbeit ihrer Hände. Halbe Nächte saß sie am Arbeitstische, und doch konnte sie kaum so viel verdienen, daß sie mit ihren Kindern bey der großen Theuerung aller Lebensbedürfnisse im Jahre 1815 sich sättigen konnte.

Herr W\*, (dürfte ich nur den Nahmen dieses Menschenfreundes ausdrücklich nennen!) hörte die Lage dieser armen Frau schildern, und begab sich ungekannt in die armselige Wohnung derselben, wo er sie bey dem Arbeitstische, von ihren Kindern umlagert, die an hartem Commiß-Brote käueten, antraf. Er besah die wenigen fertigen Arbeiten, und unter denselben einen niedlichen Tobaksbeutel, den er kaufen zu wollen vorgab. Doch war er nicht ganz nach seinem Geschmacke, und etwas zu klein, wie er sagte. Er gab denselben, nachdem er ihn absichtlich auf die Kehrseite gewendet hatte, der armen Witwe zurück, und entfernte sich. Die Frau kehrte den Beutel wieder um, und siehe da! ein Einlösungsschein von 100 Gulden lag in demselben, welchen der edle Mann als eine wohlthätige Gabe für die arme Familie zurückgelassen hatte, und wofür er nicht einmahl den Dank derselben haben wollte, welchen die wahrhaft Dürftigen so gern ihren Wohlthätern zollen. Doch der edle Menschenfreund hat seinen Lohn in dem schönen Bewußtseyn, eine arme Familie zur Zeit des Trübsals und der größten Noth auf die schonendste und uneigennützigste Art getröstet zu haben.

Heil und Segen dem braven Manne! Lernet Freunde, im Stillen wohlthätig zu seyn. Das Gebeth der Armen, deren Stütze ihr seyd, wird durch die Wolken dringen; der Beyfall eures Herzens und das Wohlgefallen Gottes werden euch die Wohlthat lohnen.

5. Jeder hat etwas zu geben, wenn er nur will.

Während des Krieges, der im Jahre 1813 und 1814 von den verbündeten Mächten Oesterreich, Rußland, Preußen, England u. s. w. für die Befreyung Deutschlands von Französischem Joche geführt wurde, wetteiferten mit allen übrigen Nationen vorzüglich auch die Preußen in Liebe und Anhänglichkeit an Monarchen und Vaterland, in Achtung und Wohlthätigkeit gegen die Krieger, welche mit Leben und Blut das Vaterland gegen den übermüthigen Feind vertheidigten. Allenhalben wurden reichliche Gaben zusammen gelegt, sowohl um dem Staate die sehr beträchtlichen Kriegsausgaben zu erleichtern, als auch um die Familien der in den Krieg gezogenen wackeren Männer und die verwundeten Krieger zu unterstützen.

Drey reiche Damen aus der Gegend von Berlin fuhren um diese Zeit in die Stadt, und kehrten in einem Gasthose ein. Sie hatten das Fräulein von S<sup>h</sup>\*, ein armes, aber sehr tugendhaftes Mädchen als Gesellschafterinn bey sich. Da jeder Ort, jede Zeit, jede Gelegenheit damahls benützt wurden, um Vaterlandsliebe und Wohlthätigkeit zu erregen, so fanden auch diese Damen auf dem Tische ihres gemietheten Zimmers eine gedruckte Aufforderung an Reisende, Werke der Wohlthätigkeit an den verwundeten Kriegern zu üben. Beyträge aller Art, jede Gabe, hieß es, wenn sie auch noch so klein wäre, würden mit Freude und Dank angenommen werden.

Die drey hochherzigen Damen hatten kaum diese Aufmunterung gelesen, als sie nicht allein ihre erhebliche Barschaft hingaben, sondern auch alle ihre Kostbarkeiten, die sie bey sich hatten, Ringe, Ohrgänge und Kämmen auf einen Teller legten, und sie dem Wirthe mit der Bitte übergaben, daß er alles dieses an Herrn Hofrath H<sup>\*</sup> übersenden möchte, der nach dem Inhalte der Aufforderung die Beyträge zu sammeln übernommen hatte.

Fräulein Sch\* war sehr arm; sie hatte nichts zu geben. Traurig schlich sie sich zum Fenster hin, um die Thränen zu verbergen, die ihr ins Auge getreten waren, als sie sah, daß ihre Gefährten so viel gaben, und sie gar nichts thun konnte. Ihre Freundinnen, welche den edlen Schmerz des Fräuleins wahrnahmen, wollten sie beruhigen, und sagten, daß sie ihren Theil übernommen, und eben darum auch mehr gegeben hätten. Da sagte das gute Fräulein: „Nie hat mich meine Armuth so hart gedrückt, als in diesem Augenblicke. Ich habe weder Geld noch Geschmeide, und doch ein so glühendes Verlangen, auch etwas für unfere tapfern Krieger, die Leben und Blut für uns hingeben, zu thun!“ Doch — mit einem Male faßte sie sich, und sprach: „Ha, ich habe doch etwas!“ — Sie rief den Aufwärter, schickte nach dem Perückenmacher, ging mit ihm in ein anderes Zimmer, sprach einige Worte leise mit ihm, setzte sich, und ließ sich ihre wunderschönen langen Haare abschneiden. Der Perückenmacher zahlte ihr drey Silberthaler dafür, welche sie mit inniger Zufriedenheit auf den Teller zu den übrigen Gaben der Damen legte, welche der Wirth noch nicht fortgetragen hatte.

Der Hofrath H\* hörte aus dem Munde des Wirthes von dem schönen Opfer, welches das Fräulein von Sch\* dargebracht hatte, und ein vortrefflicher Gedanke erwachte in ihm. Er brachte die Haare des edelmüthigen Mädchens durch Kauf an sich. Er machte die schöne That, — die freywillige Hingebung der schönsten Zierde des weiblichen Kopfes zur Unterstützung der Vaterlands-Vertheidiger — bekannt, und ließ aus den Haaren kleine, in Gold gefaßte Ringe verfertigen, und das Stück zu zwey Thalern ausbiethen.

Alle reichen Frauen, gerührt durch die edle Gabe des engelguten Fräuleins, wollten ein Andenken an die schöne That haben, und bezahlten den Ring nicht mit zwey Thalern, sondern manchmahl mit zwey, vier, ja acht Ducaten, so daß durch die Ringe eine Summe von 700 Thalern für die Verwundeten einging. Wie himm-

lich mußte sich dieses hochherzige Mädchen belohnt fühlen, daß ihre Gabe so viel Gutes gewirkt hatte!

Was lernt ihr, liebe Freunde, aus dieser schönen Geschichte? Habet auch ihr etwas für das Vaterland gethan, oder für die wackeren Krieger, die ihr Leben hingeben, ihr Blut für eure Sicherheit versprizen? Ihr werdet sagen: Wir konnten nichts thun, nichts geben, weil wir nichts hatten. Habt ihr kein Taschengeld, erhaltet ihr nicht Geschenke zu euren Vergnügungen, die ihr zu diesem edlen Zwecke als Opfer auf den Altar des Vaterlandes hingeben könnt? Das ärmste Kind kann etwas thun. Es kann wenigstens aus alter Leinwand Fasern für die Verwundeten bereiten, und dadurch zur Linderung ihrer Schmerzen beytragen. Wenn man nur will, es finden sich überall Gelegenheit und Mittel, Gutes zu thun.

#### 6. Eine Wohlthat von hohem Werthe.

Im Jänner 1817 wurde zu einem Handwerker in einer Vorstadt Wiens, der durch die große Theuerung aller Lebensbedürfnisse und durch Mangel an Arbeit in drückende Umstände gerathen war, und die Steuer zur gehörigen Zeit nicht bezahlen konnte, ein Soldat zur Strafe geschickt, der bey ihm so lange verharren sollte, bis er die Steuer entrichten würde. Diese Maßregel muß die Obrigkeit oft ergreifen, weil viele aus Nachlässigkeit und Vergessenheit, andere wegen muthwilliger Verschwendung ihres Erwerbes, und einige selbst aus Eigensinn und Trotz die Steuer zur bestimmten Zeit nicht bezahlen. Wer durch mißliche Umstände verhindert wird, seine Schuldigkeit abzutragen, dem wird sie entweder nachgesehen, oder die Zahlung auf bessere Zeiten verschoben. Aber die Obrigkeit muß genau von der Wahrheit der angegebenen Umstände überzeugt seyn.

Dieser Handwerker war entweder zu schüchtern, oder er schämte sich, da er vorher auf gutem Fuß

gelebt hatte, seine mißliche Lage bey der Obrigkeit anzuzeigen. Als der Soldat ankam, fand er ihn, seine Frau und vier Kinder bey schwarzem Commiß = Brote und dem Krüge Wasser sitzen. In den Mienen aller laß er Bestürzung über seine Ankunft. Der Handwerker sollte zahlen, oder den Soldaten so lange ernähren, bis die Steuer entrichtet ist. Beydes war ihm gleich unmöglich, denn er hatte nicht einmahl genug Brot für seine Kinder. Die Stube war eiskalt; kein Köhlchen glimmte im Ofen, und um Holz anzuschaffen war kein Geld da. Der Soldat war von der Zahl jener braven Kriegsmänner, bey welchen unter der tapferen Brust das Herz für fremde Noth erwärmet ist. Schon der erste Anblick der verarmten Familie rührte ihn. Noch mehr aber wurde er erweicht, als ihm der Handwerker seine traurige Lage mit Offenherzigkeit und Wahrheit schilderte. Eine Thräne des Mitleids rollte ihm über die Wange, und benetzte seinen Schnurbart. Er tröstete den Handwerker, und versprach, wo möglich ihm Hülfe zu schaffen. Er entfernte sich schnell, ging in das Versazamt, verpfändete seine Taschenuhr, den einzigen Reichthum, den er besaß, für neun Gulden, und brachte sie dem Handwerker, daß er von diesem Gelde die schuldige Steuer entrichtete, und den Rest auf Brot für sich und die Seinigen verwenden sollte.

Durch diese Wohlthätigkeit war der Handwerker innig gerührt! Er versprach mit Dank alles zu bezahlen, wenn er in bessere Umstände käme, und eilte, um seine Steuer abzutragen. Seine Rührung war so groß, daß er allenthalben, so auch bey dem Steuereinnehmer die schöne That des Soldaten erzählte. Die Steuer wurde nicht angenommen, sondern ihm nachgesehen. Alle Gegenwärtigen, welche die schöne Handlung des braven Kriegesmannes erzählen gehört hatten, und die Dürftigkeit des Handwerkers einsahen, wollten auch der guten Sache förderlich seyn. Sie legten Geschenke zu gleichen Theilen — zur Aushülfe für den armen Handwerker, und zur Belohnung für den braven Soldaten — zusammen. Der Handwerker eilte froh mit

denselben nach Hause. Doch der Soldat nahm nichts davon. „Ich lasse mir meinen guten Willen nicht bezahlen,“ sprach er zum Handwerker, „und nehme nur wieder meine neun Gulden in Empfang, die Sie jetzt entbehren können.“

## Das Gespenst.

Die Witwe Ursula W\* in dem Dorfe Langbach war voll Aberglauben. Bald hatten böse Menschen ihr Vieh behezt, bald wurde sie im Schlafe von dem Alp gedrückt, bald wollte sie ein Gespenst gesehen haben. Auf Vorbedeutungen hielt sie viel; träumte sie, daß ihr ein Zahn ausgefallen sey, so mußte ihrer Meinung nach jemand aus der Freundschaft sterben; starb jemand Bekannter, und hatte er auf dem Todtenbette ein Auge etwas offen, so hielt sie dieses für ein Vorzeichen, daß jemand aus der Familie ihm bald nachfolgen werde. Jeder Sterbende meldete sich, wie sie vorgab, bey ihr an.

Die einfältige Frau war durch diese abergläubischen Meinungen sehr gequält; immer wurde sie von schlimmen Vorbedeutungen geängstiget, und selten legte sie sich zu Bette, ohne daß fürchterliche Schreckensbilder ihre Seele heunruhigten. Da half kein vernünftiges Zureden; es nützte nichts, wenn man ihr erklärte, wie grundlos alle ihre Behauptungen wären; sie blieb immer fest bey ihrer abergläubischen Meinung.

Eines Abends war sie unter traurigen Gedanken, die ihr viel Unheil befürchten ließen, eingeschlafen. Um Mitternacht wurde sie durch ein ungewöhnliches Geräusch aus ihren schweren Träumen aufgeweckt, und hörte etwas die Treppe heraufsteigen. Außerst bestürzt, daß ihr etwa ein böser Geist einen Besuch abstatte, wagte sie es kaum, den Bettvorhang ein wenig auseinander zu ziehen, und siehe da! — ein schwaches bläuliches Licht erhellte im matten Scheine ihre Stube. Die Witwe zitterte und bebte; kaum getraute sie

sich, die Augen aufzuschlagen; sie wagte es doch, und welch ein Schrecken! — Eine große, lange hagere Gestalt, in einen braunen Mantel gehüllt, trat in ihre Stube. Ein grauer, dicker Borstenbart umgab das Kinn des alten Knochenmannes; wenige glänzend weiße Haare hingen von seinem Scheitel herab, den eine zottige Pelzmütze bedeckte, unter welcher die Witwe sogar Hörner wahrgenommen haben wollte. Eine große knotige Keule trug er in der einen, die Laterne in der andern Hand.

Ein kalter Schauer lief der Witwe über alle Glieder, die Sinne schwanden, sie wollte schreyen; aber der Schrecken hatte ihre Stimme erstickt, der Angstschweiß stand ihr in großen Tropfen auf der Stirn. Sie hüllte sich mit der dichten Flaumendecke bis über den Kopf ein, und wollte nichts mehr sehen und hören. Die gräßliche Gestalt nähete sich dem Bette der Witwe, schlug drey-mahl mit der Keule auf den Boden, rüttelte die Bettdecke, murmelte einige Worte, und begab sich wieder ihres Weges zur Thür hinaus.

Die Witwe konnte sich die ganze Nacht hindurch von ihrem Schrecken nicht erhohlen; kein Schlaf kam in ihre Augen, und alle ihre Glieder zitterten und bebten. Unter marternden Gedanken erreichte sie die Morgendämmerung; sie sprang aus dem Bette, und eilte zu den Nachbarinnen, um ihnen die schreckliche Erscheinung eines bösen Geistes zu erzählen, und um unter ihrem Schutze von der Todesangst sich zu erhohlen.

Diese Geschichte ging von Mund zu Munde durch das ganze Dorf; einige glaubten sie, die Vernünftigeren zweifelten daran, besonders, da sie die abergläubischen Meinungen der Witwe kannten, und wußten, wie oft ihre Sinne auf die lächerlichste Weise getäuscht worden waren, weil ihre Phantasie immer Gespenster träumte.

Dem Herrn Pfarrer des Dorfes war daran gelegen, mit dieser Gespenstergeschichte ins Reine zu kommen, um zugleich jeden aus der Pfarrgemeinde zu überzeugen, daß alles Erscheinen der Gespenster bloße Täu-

schung der Sinne sey, und daß man da niemahls deutlich sehe, höre und fühle, wo Angst und Schrecken sich der Seele bemächtigt haben. Er ließ die Witwe zu sich rufen, um alles aus ihrem Munde zu hören, indem er hoffte, die Spuren der Täuschung aufzufinden.

Die Witwe blieb fest bey ihrer Meinung, daß ihr der leidige Satan erschienen sey. „Was man mit den Augen sieht, mit den Ohren hört,“ sagte sie, „daß muß doch wahr seyn. Gott behüte und bewahre mich vor einem zweyten Besuche, es würde mein Lebensende seyn: und der böse Geist kommt gewiß noch einmahl, wenn ich zweifle und meine, daß der erste Besuch nur Täuschung gewesen sey.“

Während sie so sprach, pochte jemand an der Thür, und der Nachwächter des Ortes, ein braver alter Mann trat herein. „Herzlichen Gruß, Herr Pfarrer,“ sagte er mit freundlicher Miene, „Sie müssen sich nicht wundern, daß ich zur Unzeit zu Ihnen komme. Sie sind ein gar guter und braver Herr, und wollen nicht, daß Ihre Pfarrkinder, denen Sie herzlich gut sind, noch länger von der Witwe Ursula W\* getäuscht werden. Ey! da steht sie ja selbst, da kann ich ihr alles gleich rund in den Bart hinein sagen. Heute muß ich gar für den leidigen Satan, (Gott behüte uns vor demselben!) gelten. Sie erzählt überall, daß er ihr um Mitternacht erschienen ist. Das war ich. Sie hatte vergessen, die Schlösser vor die Kellertür vorzulegen, auch das Hausthor war nicht versperrt. Ich wollte sie darauf aufmerksam machen, ging mit der brennenden Laterne zu ihr in die Stube, klopfte mit der Keule auf den Fußboden, rüttelte ihre Bettdecke, um sie zu wecken, sagte ihr, daß sie zusperrern sollte, und ging wieder fort. Da glaubt nun die gute Frau, der Teufel habe sie besucht. Nein, Nachbarinn Ursula, ich war es, ich der Nachwächter Cuspian, mit Leib und Seele war ich es. Gebt euch zur Ruhe, und laßet alle die Gespenster-Mährchen fahren.“

Die Witwe Ursula stand wie versteinert da, und wußte nicht, was sie glauben oder denken sollte. Erst



da der ehrliche Cuspian es noch einmahl in Gegenwart des Herrn Pfarrers betheuerte, daß er das gefürchtete Gespenst gewesen sey, ließ sie sich eines Besseren belehren. Der Pfarrer sprach ihr ernstlich ans Herz, allen Aberglauben fahren zu lassen, und nahm von dieser Geschichte Gelegenheit, seine Pfarrkinder über die falsche Meinung von Hexen, Gespenstern, dem Alp u. s. w. zu belehren. Man sagt, daß die Belehrung des Pfarrers eine gute Wirkung hatte, daß die guten Leute im Dorfe allen Aberglauben ablegten; daß sie, wenn ihnen hinsfür von Hexereyen, Gespenstergeschichten u. dgl. etwas erzählt wurde, gleich der Ursache nachspürten, weil es keine Wirkung ohne Ursache geben kann, und wo sie die Sache sich nicht erklären konnten, den Herrn Pfarrer zu Rath zogen, der ihnen immer einen genügenden Bescheid und deutliche Aufklärung gab.

### Spielet mit dem Feuer nicht.

Am 10. May 1814 Nachmittags, (es war kalt und regnerisch), hüteten mehrere Kinder außer dem Dorfe Neu-Bärenthal im Königreiche Württemberg die Gänse. Nicht weit davon war ein Brunnen mit einem niedrigen Geländer. Bey demselben machten zwey der größeren Knaben, die Feuerzeug bey sich hatten, aus Reisholz und Stroh Feuer an. Alle Kinder setzten sich um dasselbe, um sich zu erwärmen. In der Folge ward ihnen die Zeit lange, und sie entfernten sich zu munteren Spielen, bey welchen sie froh und unbesorgt herum hüpfen.

Nur ein fünfjähriges Mädchen, die Tochter des Metzgers Schaan, blieb bey dem Feuer zurück. Sie vertrieb sich die Zeit dadurch, daß sie Holz auslegte, und in den glühenden Kohlen mit einem Stäbchen schürzte, welches sie, wenn es zu brennen anfang, in der Luft hin und her schwang. Während dieses Spieles hatte sie sich dem hell aufloodernden Feuer so sehr genähert, und die Flamme ergriff ihre Schürze, ohne daß sie es

merkte. Da sie es endlich gewahr wurde, sprang sie auf, und schrie um Hülfe. Aber eben dadurch wurde die brennende Schürze noch mehr angefaßt, und bald stand die Arme ganz in Flammen.

Auf ihr Geschrey kam der Metzgerknecht, der in geringer Entfernung die Schafe hütete, herbey. Er sah mit Schrecken die Gefahr des unglücklichen Kindes, und hatte so viel Geistesgegenwart und Besonnenheit, daß er schnell seinen Rock über das Kind warf, und dasselbe so einwickelte, daß die Flamme augenblicklich erstickt wurde. Er eilte mit dem Kinde nach Hause. Es war aber bereits von dem Feuer so sehr beschädiget, daß es ungeachtet aller angewandten ärztlichen Hülfe, schon die folgende Nacht unter nahmenlosen Schmerzen starb.

Was wollt ihr, liebe Kinder aus dieser Geschichte lernen? War es wohl vernünftig, daß die zwey Knaben auf freyem Felde in der Nähe des Dorfes Feuer anmachten? Warum nicht? Ist es nicht Leichtsinn, ein Mädchen von fünf Jahren ganz allein beym Feuer zurück zu lassen? Wodurch war aber dieses Mädchen selbst Schuld an seinem Unglück? Was wollt ihr nie beym Feuer thun?

### Eine kleine Gabe von großem Werthe.

Nach der Schlacht bey Leipzig im Jahre 1813, durch welche Deutschland vom Französischen Joche befreyet worden war, wurden in allen Kirchen Dankgebethe für diese große Wohlthat gehalten. Dabey wurden die tapferen Krieger, welche diesen blutigen Sieg erkämpft hatten, auch bedacht. Man sammelte an allen Kirchenthüren Gaben für die Verwundeten; man suchte ihnen dadurch den Dank zu bezeigen, daß sie mit Leben und Blut diesen großen Sieg erkämpfen geholfen haben.

Die Frau eines Landwehrmannes, Mutter von vier Kindern, selbst arm, und nur nothdürftig aus dem

Landwehrfonde unterstützt, hohlte des Morgens an diesem Tage die Gabe von einem patriotisch gesinnten, wohlthätigen Manne ab, die er ihr monathlich als Aushülfe in Rücksicht ihrer vielen Kinder bis zur Zurückkunft ihres Gatten reichte. Die Gabe bestand aus vier Gulden. Die Frau war damals ganz ohne Geld, und wie sie das Geschenk erhalten hatte, eilte sie zum Bäcker, um Brot für sich und ihre Kinder zu kaufen. Einen Theil des Geldes verwendete sie auch auf Mehl, und für diesen Tag trug sie noch ein Pfund Fleisch nach Hause. Es blieb ihr gegen einen Gulden Geldes übrig.

Nachdem sie mit ihren Kindern ein Stück neugebackenes Brot zum Frühstück gegessen hatte, begab sie sich in die Kirche zum Dankfeste. Der Prediger sprach sehr herzeindringlich von den Gefahren, welche die tapfern Krieger bestanden hatten, von ihrem Muth, ihrer Ausdauer, Anstrengung und Tapferkeit; er schilderte mit Rührung die Lage der Verwundeten, die für Monarchen, Vaterland und ihre Mitbürger ihr Blut vergossen hatten, und ermunterte die Gegenwärtigen zur Wohlthätigkeit gegen dieselben.

Diese Worte drangen der Frau tief ins Herz. Wie viel besser bin ich daran, als diese armen Verstümmelten, dachte sie bey sich selbst; ich bin gesund, leide keine Schmerzen, und habe noch kräftige Arme zur Arbeit, wodurch ich mir und meinen Kindern Hülfe schaffen kann. Die Verwundeten liegen unter namenlosen Schmerzen auf ihrem Krankenlager, und lechzen vielleicht nach einem Labetrunk. Mit diesen Gedanken ging sie zur Kirchenthür, und gab alles hin, was sie von dem Geschenke am Morgen noch übrig hatte.

So hat diese Frau, wie die Witwe im Evangelio, die einen Pfennig in die Opferbüchse warf, gewiß am meisten gegeben; sie gab alles, was sie hatte; da die Ubrigen nur von ihrem Überflusse gegeben hatten. So macht eigene Noth die guten Menschen immer wohlthätig gegen andere, die noch elender sind.

## Die Kosaken und der Jude.

Die Juden folgen gern den Armeen, weil sie durch den wohlfeilen Ankauf der Beute von den Soldaten, und durch den Verkauf verschiedener Bedürfnisse großen Gewinn zu erhalten suchen. Daß sie es dabey nicht immer am redlichsten meinen, ist bekannt. Aber wir wollen sie deswegen bemitleiden, weil sie in der Jugend nicht eines Besseren belehrt worden, und in Unwissenheit, mit falschen Begriffen von Recht und Unrecht und mit schlimmen Gewohnheiten aufgewachsen sind.

Als in dem Feldzuge 1812 die Russen wieder in die Stadt *Mietau* in Curland einrückten, fragten sie überall nach, ob sich nicht irgendwo einzelne Feinde in den Häusern versteckt hielten? Mit sichtbarer Schadenfreude führte ein Jude zwey Kosaken in das Haus eines Pfarrers, und sagte, hier sey ein feindlicher Officier verborgen. Er dachte, vielleicht etwas von der Beute, die sie ihm abnehmen würden, um einen geringen Preis zu erhaschen.

Die Kosaken stürmen ins Haus, in die Stube, und finden einen schwer verwundeten feindlichen Officier, den die Seinigen hier auf ihrer Flucht zurück lassen mußten, weil er vielleicht auf dem Wagen, worauf man ihn geladen hätte, gestorben wäre. Der Officier richtete sich bey dem Einbrechen der Kosaken mühsam im Bette auf, und erwartete angstvoll von ihnen den tödtlichen Streich.

Die Kosaken, erst dem blutigen Schlachtgewühle entronnen, sahen ihn mit Verwunderung und mit gerechtem Unwillen über den verrätherischen Juden an. Endlich ruft einer ihm tröstend zu: „Fürchte nichts! Der Kosak ist kein blutdürstiger Mensch! der einen armen Verwundeten mordet.“ Mit diesen Worten reicht er dem Officier freundlich die Hand; geht aber in demselben Augenblicke wild auf den Juden zu, und sucht ihn, mit den bittersten Vorwürfen, daß er ihn zum

Mörder eines wehrlosen Verwundeten habe machen wollen, zum Hause hinaus.

Nun, liebe Freunde, wie gefällt euch der Kosak? Hat er nicht recht gehandelt? Warum? Hat nicht auch der Jude die gerechte Strafe seiner Verrätherey und Gewinnsucht empfangen? Achtet auch in dem rohen Menschen das Gefühl für Recht und Menschenliebe!

## Was du findest, gib zurück.

### 1. Ein armer Knabe findet einen Ohrring.

Eine Frau war am 18. Julius 1815 mit ihren Kindern auf dem Glacis außer der Stadt Wien auf dem Rasen geseffen. Die Kinder spielten und tummelten sich munter im Grase herum. Die älteste Tochter, ein Mädchen von 10 Jahren, verlor bey dieser Unterhaltung einen goldenen Ohrring, und vermiste ihn erst, als alle vom Spielplatze weit entfernt, auf dem Wege nach Hause waren. Sie gingen zurück, und suchten sorgfältig bis zu dem Platze hin, wo sie geseffen waren, und gespielt hatten. Aber dort kam ihnen schon ein armer Knabe, lumpig gekleidet, entgegen, und fragte, was sie sucheten? Da sie sagten, daß sie einen Ohrring verloren hätten, zog er ihn freudig aus der Tasche, und zeigte ihnen den Platz, wo er ihn gefunden hatte. Mit sichtbarem Vergnügen gab er denselben zurück, und sagte, daß er absichtlich auf diesem Platze gewartet habe, damit, wenn der Eigenthümer zurück käme, er den Ohrring demselben einhändigen könnte. Niemand hatte es gesehen, und Niemand wußte es, daß der Knabe den Ring gefunden hatte, und doch sagte ihm sein Gewissen, daß er ihn zurück geben müsse. Dieses gefiel der Frau so wohl, daß sie den Knaben mit nach Hause nahm, und ihn von Fuß auf mit zwar alten, aber noch sehr guten Kleidern ihres Sohnes versah. Wie freuete sich da der ehrliche Knabe!

## 2. Der ehrliche Fiaker = Knecht.

Im Monathe Junius 1816 fuhr Graf S\* in Wien in einem Fiaker = Wagen, und ließ in demselben seine goldene Dose liegen. Gleich darauf reisete er nach Baden, und vermischte erst dort die Dose. Er konnte sich nicht genau erinnern, wann er und wo er dieselbe zum letzten Mahl gebraucht hatte, und vermuthete, daß er sie in Wien oder auf der Reise nach Baden mußte verloren haben. Es kam ihm auch gar nicht in den Sinn, daß sie im Fiaker = Wagen liegen geblieben sey, weil er sich gar nicht besinnen konnte, daß er, so lange er im Wagen gesessen, Tabak aus derselben genommen habe. Zudem wußte er gar nicht die Numer des Wagens, und er dachte, wenn er sie in demselben vergessen hätte, so könnte nach ihm ein unredlicher Mensch den Wagen gemiethet, die Dose gefunden, und sich zugeeignet haben. Der Graf gab sich daher gar keine Mühe, den Fiaker zu erforschen.

Als er nach acht Tagen von Baden wieder zurück gekehrt war, und über den Stephans = Platz in Wien ging, hörte er hinter sich rufen, und jemand lief ihm nach. Ein Fiaker = Kutscher fragte ihn, ob er nicht vor mehr als acht Tagen mit ihm gefahren, und etwas im Wagen vergessen habe?

„Ja, meine goldene Dose, ganz nach altem Schnitt und alter Form,“ sagte der Graf, „die ich als Andenken von einem Freunde besonders ehre.“ Der Graf beschrieb die Dose mit kurzen Worten. Da zog sie der Fiaker = Kutscher aus der Tasche, und überreichte sie ihm mit sichtbarem Vergnügen.

Der Graf war durch die seltene Ehrlichkeit des Kutschers, und von der Freude, sein schätzbares Eigenthum, das er für ganz verloren hielt, wieder zu erhalten, so überrascht, daß er dem Burschen im Übermaße des Vergnügens um den Hals fiel und ihn küßte: „Braver Mann,“ sagte der Graf, „welch' ein schönes Beyspiel der Ehrlichkeit gibst du; du sollst deinen Lohn

dafür haben." Mit diesen Worten griff er in die Tasche, und schenkte ihm dreyßig Gulden.

### 3. Wer hat am ehrlichsten gedacht und gehandelt?

Ein Bauer von P a g m a n n s d o r f hatte offene Schriften, in welchen 287 fl. in Einlösungsscheinen sich befanden, an das Fürst = Erzbischöfliche Consistorium in W i e n zu überbringen. Er trug es an den unrechten Ort hin; man gab ihm die Schriften mit dem Bedeuten zurück, daß das Geld sich darin befinde, und wies ihn an den Ort hin, wo er es abzugeben hätte.

Nach einer halben Stunde kam der Bauer zurück, und behauptete dreist, man habe ihm die Schriften ohne Geld zurück gegeben; denn da er sie bey dem Consistorio überreicht habe, habe sich keines mehr darin befunden. Man wies den Bauer mit ernstern Worten ab, weil man gewiß wußte, daß man ihm die Schriften sammt dem Gelde zurück gegeben hatte, und man warf auf ihn den Verdacht, daß er es verloren, oder gar veruntreuet habe, und um so mehr, da man ihn gewarnet hatte, auf der Huth zu seyn, daß er das Geld nicht verliere.

Einige Stunden darauf wirbelte die Trommel in der Johannis = Gasse und in dem Bezirke herum. Man machte kund, daß eine Summe Geldes gefunden, und bey der Polizey = Ober = Direction hinterlegt worden sey, wo der Eigenthümer, oder jener, welcher das Geld verloren hatte, sich hinzuwenden, und dasselbe in Empfang zu nehmen habe.

Der Bauer, welcher, wie sich in der Folge zeigte, das Geld in der Johannis = Gasse verloren hatte, (welches er aber Anfangs nicht eingestehen wollte, weil er dreist behauptet hatte, daß ihm die Schriften ohne Einlösungsscheinen wären zurück gegeben worden,) befand sich damahls in einer ganz andern Gegend der Stadt, und konnte diese Nachricht nicht erfahren; wohl aber kam sie dem Herrn zu Ohren, bey welchem er zuerst das

Geld hatte abgeben wollen, und auch das Fürst-Erzbischöfliche Consistorium erhielt Kunde, daß eine Summe Geldes, jener gleich, welche der Bauer von P a s s m a n n s d o r f hätte überbringen sollen, gefunden, und bey der k. k. Polizey-Ober-Direction hinterlegt worden sey. Dieser Herr und der Director der Fürst-Erzbischöflichen Kanzelley begaben sich dahin, um darzutun, daß es das von dem Bauer verlorne, an das Consistorium eingeschickte Geld sey, und sie konnten es leicht beweisen, da bey den Schriften ein Zettel lag, auf welchem die Gattung der Scheine genau verzeichnet war. Alles fand sich, bis auf einen Gulden, der vermuthlich verstreuet worden war.

Wie war nun das Geld verloren worden, und wer hatte es gefunden?

Der Bauer hatte in der Johannis-Gasse aus Neugierde die Schriften durchgesehen, und da war ihm das Geld entfallen. Zwey unredliche Männer gingen hinter ihm, hoben es auf, und schickten sich gleich an, dasselbe zwischen sich zu theilen. Die Fiaker, welche in dieser Gasse mit ihren Wagen gewöhnlich stehen, sahen diese Männer das Geld von der Erde aufheben und unter sich theilen. Sogleich saßen sie beyde beym Rockschooße, und zwangen sie, mit ihnen in das Spejerey-Gewölbe am Ende der Gasse zu gehen. Dort mußten sie das Geld dem Kaufmanne übergeben, der es in Gegenwart der Fiaker zahlte, versiegelte und zu der k. k. Polizey-Ober-Direction mit der Bitte trug, daß es dort aufbewahrt würde, bis der Eigenthümer ausfindig gemacht worden wäre. Diese veranstaltete nun das Weitere, um jenen zu entdecken, der das Geld verloren hatte, und so kam es wieder in die rechten Hände.

Was haltet ihr, liebe Kinder, von dem Bauer, der das ihm anvertraute Gut so schlecht verwahrte? Würdet ihr ihm noch ferner Geld anvertrauen? Verdient er wohl Zutrauen, da er so unredlich war, und vorgeben wollte, man habe ihm mit den Schriften das Geld nicht wieder zurück gegeben? Das war ein fahr-



lässiger Mann auf dessen Ehrlichkeit ich nicht bauen möchte.

Waren aber die zwey Männer, welche das Geld gefunden hatten, besser als er? Was hätten sie thun sollen? Wer aber hat am schönsten gehandelt? Wie wird die schöne That die braven Ziafer immer freuen! Man lohnte aber auch ihren Dienst, den sie geleistet hatten: sie erhielten 30 Gulden zum Geschenke, und wurden bey der k. k. Polizen-Ober-Direction öffentlich gelobt.

#### 4. Armuth und Redlichkeit.

Freyherr v. L. hatte im Walde in der Gegend von Enzersfeld in Oesterreich im B. U. W. W. eine goldene Repetir-Uhr Anfangs März 1817 verloren. Es wurden so gleich viele Leute aufgebothen, dieselbe zu suchen, und dem Finder wurde eine Belohnung von 100 Gulden versprochen; denn die Uhr hatte schon an sich einen hohen Werth, und dem Eigenthümer war dieser Verlust um so empfindlicher, da er die Uhr als ein Andenken von einer ihm theuren Person sehr schätzte. Doch alles sorgfältigen Suchens ungeachtet konnte die Uhr nicht mehr gefunden werden, und Freyherr v. L. gab schon alle Hoffnung auf, sie wieder zu erhalten.

So verstrichen drey Wochen. Da kam ein armer Mann von Leobersdorf in den Wald, um dürres Holz zu sammeln, und fand die Uhr in einem Gesträuche. Er war ganz allein, und niemand konnte ihn sehen. Er war durch die letzten Mißjahre in Schulden gerathen, und hatte kaum Brot genug für sich und die Seinigen. Hätte er die Uhr verhehlt und heimlich verkauft, so wäre ihm auf einmahl geholfen gewesen. Doch der grundehrliche Mann dachte nur auf Pflicht und nicht auf Vortheil. Er eilte mit der Uhr zu seinem Pfarrer, und übergab sie demselben mit der Bitte, sie dem Eigenthümer zuzustellen.

Dieser lobte die Ehrlichkeit des Mannes, und be-

wirkte, daß die dem Finder zugesicherten 100 Gulden dem braven Manne zur Aushülfe in seiner bedrängten Lage ausgezahlt wurden. So deckt oft ein schlechter Kittel Ehrlichkeit, jene Tugend, welche in unserem Zeitalter so häufig auf den Lippen und so selten in dem Herzen ist.

## Man spiele nicht unvorsichtig mit scharfen Waffen.

---

### 1. Ein Freund tödtet seinen innigsten Freund.

Am 30. April 1814 ging der fürstliche Regierungskanzellist, Ch. L. Sommer zu Sondershausen Abends nach Beendigung seiner Amtsgeschäfte zu einem seiner nächsten Verwandten und innigsten Freunde zum Besuche in die Rathsstube, wo er die meisten Rathsmitglieder noch versammelt antraf. Er setzte sich nieder, und fing an, die Zeitung zu lesen. Auf dem Tische lag eine Pike ohne Schaft. Man hatte sie den versammelten Rathsgliedern zur Probe und Prüfung vorgelegt, weil nach derselben mehrere tausend solcher Waffen für den Landsturm, der eben aufgeboten wurde, gefertigt werden sollten.

Sommer ergreift die Pike, und fragt, was das für eine Waffe sey? Sein Freund, der ihm zur Seite saß, nahm sie ihm aus der Hand, und antwortete scherzend: „Sieh, lieber Freund, damit sollen wir uns wehren; so will ich, wenn der Feind kommt, auf denselben losstoßen.“ Bey diesen Worten fährt er mit der scharf geschliffenen Spitze der Pike gegen Sommer hin. Dieser, um jeder möglichen Verletzung auszuweichen, steht schnell vom Stuhle auf, und zieht sich in die Mitte des Zimmers zurück. Der andere verfolgt ihn sechtend mit der Pike, und stoßt aus unverzeihlichem Scherze immer gegen ihn. Während

dieses Herumtreibens verwickelte sich ein Fuß des muthwilligen Fechters in einen Bindfaden, der auf der Erde lag; er strauchelte, indem er einen Stoß gegen Sommer führte, stürzte gegen ihn hin, und stach ihm die Spitze der Pike in die linke Seite so tief ein, daß das Eisen in der Mitte des Unterleibes wieder zum Vorschein kam.

Ach Gott! ich bin verwundet, rief der unglückliche Sommer, und sank todtenblaß in die Arme seines unvorsichtigen Freundes. Alle kamen zur Hülfe herbey, aber nach einigen Minuten gab der Verwundete unter schrecklicher Verblutung seinen Geist auf.

Unbeschreiblich war der Schrecken und Schmerz des Freundes, als er Sommern, seinen innigsten Freund und nahen Verwandten im Blute liegen, und seinen Geist aushauchen sah. Erschüttert und tief gebeugt schleicht er seit dieser Zeit herum; das Bild des ermordeten Freundes schwebt ihm immer vor Augen, und läßt ihn zu keinem frohen Gedanken kommen.

Schrecklich wirkte dieser traurige Vorfall auf die hinterlassene unglückliche Gattinn des Getödteten. Sie war zum Besuche bey der Tochter des unseligen Mörders, die krank darnieder lag. Bey der Schreckenspost sank die gute Frau, die ihren Gatten zärtlich liebte, in Ohnmacht. Ein Schlagfluß lähmte ihr die linke Seite, und sie führt seither ein sieches Leben.

Seht Kinder, so viel Unheil kann ein muthwilliger Scherz stiften! Lasset euch's zur Warnung dienen, daß ihr nie muthwillig mit scharfen Waffen spielet.

## 2. Ein Knabe verwundet seine Schwester.

Ein Oesterreichischer Officier war bey seiner Rückkunft aus Italien im Sommer 1814 bey einem Bürger in R\* einquartirt, und hatte unter andern Seltenheiten auch einen dreysehneidigen Dolch, wie man sie in Italien antrifft, mitgebracht. Bey Vorweisung dieses Mordgewehres erzählte und zeigte er, wie verruchte Böse-

wichte in diesem Lande dasselbe auf Vorübergehende schländern, und sie oft tödtlich damit verwunden. Der Sohn des Bürgers, ein Knabe von zwölf Jahren, war dabey gegenwärtig.

Der Officier war Nachmittags ausgegangen, und hatte den Dolch bey seinem Gepäcke im Zimmer zurück gelassen. Der Knabe und seine vierzehnjährige Schwester waren allein zu Hause. Da nahm der leichtsinnige Knabe den Dolch in die Hand, faßte ihn bey der Spitze, und drohete im muthwilligen Scherze, denselben auf die Schwester zu schnellen. Diese wich furchtsam zurück, der Bruder folgte ihr mit dem Dolche zwischen den Fingerspitzen. So trieben sie sich einige Zeit mit Geschrey und Gelächter im Zimmer herum. Der Bruder drohete wieder, den Dolch auf die Schwester zu schnellen, da er eben nahe bey ihr war. Unglücklicher Weise entwischte ihm der Dolch, wie er Miene machte, ihn gegen die Schwester zu schländern, fuhr ihr in den Schenkel, und verwundete sie schwer. Häufiges Blut stieß aus der Wunde, und das Mädchen sank, vor Schrecken ohnmächtig, zu Boden. Der Knabe erhob ein jämmerliches Angstgeschrey, auf welches die Nachbarn und endlich die Aeltern, die weiter entfernt waren, herbey kamen.

Man stelle sich ihren Schrecken vor, als sie ihre liebe Tochter im Blute liegen sahen, und wer beschreibt ihren Schmerz, als sich der Bruder schluchzend als den Urheber dieses Unglücks anklagte. Man rief eilig den Arzt. Dieser erklärte die Wunde zwar nicht für gefährlich, aber doch mußte das arme Mädchen sechs Wochen lang große Schmerzen leiden, und konnte in der achten Woche noch nicht bequem gehen. Das war eine Marterzeit für den Bruder. Immer warf ihm sein Gewissen vor, daß sein Muthwille an diesem Unfalle Schuld sey; tausendmahl bath er seine Schwester und seine Aeltern um Vergebung, und er läßt sich seit dieser Unglücks-geschichte nie mehr beyfallen, einen gefährlichen Scherz zu treiben. Möchten auch andere Kinder damit gewarnt seyn!

### 3. Ein Bursche verwundet ein Mädchen mit dem Beile.

Ein Zimmermann, der im Hause des Schneidermeisters zu N\* im May 1813 gearbeitet hatte, stellte seinen Werkzeug des Abends, als er nach Hause ging, in die Stube des Schneiders, um ihn am folgenden Morgen gleich bey der Hand zu haben. Am nähmliehen Abende kamen dort mehrere Bursche und Mädchen zu einem freundschaftlichen Besuche zusammen. Es wurde viel gescherzt und gelacht. Da bemerkte ein Bursche das große Beil des Zimmermanns. Er ergriff es mit beyden Händen, und drohete im muthwilligen Leichtsinne, bald diesem bald jenem Mädchen den Kopf zu spalten. Alle wichen ihm behuthsam aus, und flüchteten sich in die Winkel des Zimmers, wohin er sie lachend verfolgte. Da führte er einen Hieb gegen die Tochter des Hauses. Sie bog aus. Ein zweyter Hieb folgte; das Mädchen bückte sich, doch nicht tief genug. Das Beil erreichte sie, und verwundete sie schwer am Kopfe. Hätte sie nicht eine dichte Goldhaube und unter derselben einen starken Kamm gehabt, so würde ihr der unglückliche Hieb den Kopf gespalten haben. Doch war die Wunde schon so gefährlich, daß man Anfangs für das Aufkommen des Mädchens besorgt war, und sie nach Wochen langem Krankenlager erst genas. — Eine neue Warnung für Kinder, die mit scharf geschliffenen Werkzeugen gern spielen.

### 4. Die zwey muthwilligen Fechter.

Hey einem Bürger in F\* waren im April 1815 drey Cürassier im Quartier gelegen. Die drey härtigen Männer gingen Nachmittags in die Schenke, und ließen ihre langen und schweren Säbel zu Hause. Da machten sich die zwey Söhne des Bürgers, der eine 12 und der andere 10 Jahre alt, über dieselben her,

zogen sie aus der Scheide, und fingen zu fechten an, indem der ältere den Oesterreicher, und der jüngere den Franzosen vorstellen sollte. So führten sie einige Kreuz- und Querbiebe gegen einander, hatten aber Acht, daß keiner dem andern Schaden that. Doch indem der Jüngere einen starken Hieb führen wollte, streifte er den älteren mit der Spitze des Säbels an der Wange, und riste ihm eine tiefe Wunde in dieselbe. Nicht viel hatte gefehlt, so wäre auch das rechte Auge verlest worden. Da sank ihm der Arm kraftlos mit dem Säbel herab, todtenblaß stand er da, und bath tausendmahl seinen Bruder um Vergebung; aber das Unglück war schon geschehen, und dient allen Kindern zur Warnung, daß sie sich mit scharfen Waffen nichts zu thun machen sollen.

### Unter einem schlechten Rocke wohnt oft ein edles Herz.

Die Herrschaft Millotiz in Mähren sollte nachträglich vier Recrouten zum Fuhrwesen stellen, und führte am 1. May 1815 neun Bursche zur Auswahl der Recroutirungs-Commission vor. Diese wurden in Ollmütz untersucht, und da man kein körperliches Gebrechen an denselben entdeckt hatte, wurden vier derselben bestimmt, als Militär-Fuhrknechte zurück zu bleiben.

Unter diesen war nun ein Bursche äußerst traurig und niedergeschlagen, welches dem Conscriptions-Officier um so auffallender war, da alle jungen Leute, die aus dieser Gegend zum Militär-Dienst sonst gestellt wurden, sehr viel Entschlossenheit und Heiterkeit zeigten, und auch die übrigen drey munter und froh waren. Der Officier munterte ihn auf, und sprach ihm Muth zu.

„O Herr Ober-Lieutenant,“ erwiederte der Bursche, „Sie verkennen mich! Ich bin nicht traurig, daß

ich Soldat werden muß. Ich weiß, was ich meinem Monarchen und Vaterlande schuldig bin. Auch trifft mich ja das Loos nicht allein. Viele meiner Kameraden stehen schon im Felde, und auch nach mir wird man noch andere anwerben. Ich kann nicht allein zu Hause bleiben, das weiß ich. Aber ich habe Kummer um meine alte, arme Mutter, die ich bisher ernähret habe, deren einzige Stütze ich war, die ich nun hilflos zurück lassen muß. Das künmert mich, und wird auch meine Mutter zu Tode kränken.

Die übrigen fünf Bursche, die man nach Hause entließ, waren noch gegenwärtig und hörten dieses. Da trat ein kraftvoller Jüngling, Bartholomäus Berhel ist der Name des Edlen, hervor. „Herr Ober-Lieutenant!“ rief er, ich hatte vergessen, daß dessen Mutter eines Ernährers bedarf; ich bin so stark, kräftig und gesund als er; erlauben Sie, daß ich statt seiner da bleibe. Dadurch erfülle ich als Unterthan meine Pflicht gegen Monarchen und Vaterland, und als Mensch Bruderliebe an meinem Nebenmenschen. Dem Vaterlande ersetze ich einen Mann, und gebe einer alten Mutter ihre einzige Stütze wieder.“

Alle Gegenwärtigen staunten den hochherzigen Menschen im schlechten Kleide an, und waren mit Achtung gegen ihn erfüllt. Der Lieutenant willigte sehr gern in das Begehren des edlen Burschen, reichte ihm brüderlich die Hand, und freute sich, einen jungen Mann von so edelmüthiger Denkart zum Dienste des Vaterlandes angeworben zu haben. Der Freygelassene war bis zu Thränen gerührt. „Ich kann dir nichts geben,“ sprach er, „denn ich bin arm, sehr arm; aber ich sehe, du hast schlechte Stiefeln; komm, ich gebe dir meine bessern, du wirst sie in deinem neuen Stande nöthiger haben.“ Sie tauschten sie um, umarmten sich brüderlich, und schieden gerührt von einander.

Diese Auserkung eines seltenen Edelmutheß verdient beherziget zu werden. Der Conscriptions-Officier hatte wohl Beyspiele, daß ein Bruder für den

Bruder sich stellte; aber der Fall, daß ein Fremder für den Fremden ging, und dieses nur aus Menschenliebe, damit einer armen Witwe ihr Ernährer erhalten würde, war ihm sehr selten, und um so achtungswerther; und welcher meiner lieben Leser wird nicht auch den wackeren Berhel lieb gewonnen und achtungswerth befunden haben?

Der Conscriptions-Officier berichtete diesen schönen Vorfall an den k. k. Hofkriegsrath. Dieser bewilligte dem braven Manne ein ansehnliches Geschenk, und gab dem Officiere, dem er zugetheilt wurde, den Auftrag, wenn dessen Fähigkeiten und Brauchbarkeit im Militär-Dienste sich erprobt hätten, ihn ehestens zum Unter-Officier zu befördern, da man von dem Manne allerdings Diensttreue erwarten könne, der seinen Eintritt in die militärische Laufbahn mit einer so edelmüthigen Handlung bezeichnet hat. Bewährt sich an diesem Manne nicht das Sprichwort: Ein schlechtes Kleid deckt oft ein edles Herz?

### Unsitlichkeit und Grausamkeit gegen ein Thier.

Am sogenannten Schanzel in Wien, war am 26. März 1814 ein Hund, dessen Eigenthümer ihn waschen wollte, in die Donau gefallen, und weil das Wasser im reißenden Strome sehr schnell lief, ward er alsbald bis in die Gegend des Theresien-Thores fortgerissen, wo er mit aller Anstrengung einen kleinen Sporn, der sich an der Stadtmauer befand, zu erreichen suchte, um sich auf denselben zu retten. Vergebens bemühte er sich, sich hinauf zu schwingen, der Strom rieß ihn unwiderstehlich immer wieder fort.

Mehr als hundert Menschen, die auf der Brücke und am Ufer standen, sahen dem vergeblichen Bemühen des Hundes zu, und wünschten herzlich dessen Rettung. Es stieß auch ein gutherziger Mann, der es



nicht unter der Würde des Menschen hielt, einem Thiere in der Noth beyzustehen, mit einem Schiffchen vom Ufer ab, um den Hund, mehr aus Mitleid, als in der Hoffnung einer Belohnung von dem Eigenthümer, zu retten. Aber indessen waren schon große und kleine Buben zusammen gelaufen, und schänderten einen Hagel von Steinen auf das arme Thier. Die Grausamen hatten sich mit eigener Gefahr bis an das äußerste Ende des Gestades gewagt, um sicher zu treffen. Ehe der gutherzige Schiffer den Hund erreichen konnte, hatte ihn ein loser Bube mit einem großen Steine so verb auf den Kopf getroffen, daß er untersank, und nie mehr zum Vorschein kam.

Wufj! das waren gefühllose, böse Buben. Alle Gegenwärtigen entrüsteten sich über diese Grausamkeit, und gaben ihren Abscheu über eine solche Barbarey unverhohlen zu erkennen. Zeugt das nicht von einem rohen Gemüthe, ein schuldloses, getreues, dem Menschen nützlichcs Hausthier bloß aus Muthwillen zu quälen oder gar zu tödten? Nur schädliche Thiere, und solche, deren Haut, Fleisch u. dgl. wir brauchen, dürfen wir tödten, aber so schnell als möglich, und nicht auf eine quälende Art. Wer Thiere quält, wird auch Menschen leicht quälen. Nicht wahr, liebe Freunde, auch ihr verabscheuet diese That der losen Buben, und ihr hättet, wenn ihr gegenwärtig gewesen wäret, den Schiffer ermuntert, zu eilen, um den Hund noch zu rechter Zeit zu retten; ihr hättet die Buben von ihrem bösen Vorhaben abzuhalten gesucht?

Doch nur wenige Kinder sind so ungesittet und grausam, daß sie am Thierquälen ein Vergnügen finden. Zum Beweise will ich euch ein Paar Geschichten, die zwar nicht mehr neu sind, erzählen, aus denen ihr aber ersehen werdet, wie wohlthätig sich andere gegen dieses nützlichc Hausthier bezeugen, und wie Hunde die Wohlthaten zu vergelten wissen.

## 1. Ein Hund entdeckt Räuber.

Eine junge Gräfinn war mit ihrer Erzieherinn spazieren gefahren, und sah auf dem Wege mehrere Buben, welche einen schmutzigen Hund an einem Stricke schlepten, um ihn ins Wasser zu ziehen, und zu ersäufen. Die Hartherzigen warfen ihn derb mit Steinen, und schlugen unbarmherzig auf ihn zu. Die mitleidige Gräfinn erbarmte sich des Hundes, und um ihn ferneren Mißhandlungen zu entziehen, kaufte sie ihn den Knaben ab, welche gar nicht hofften, noch einige Groschen für das garstige Thier zu erhalten. Der Hund wurde gewaschen, in den Wagen genommen, und nach Hause geführt.

Die gute junge Gräfinn wurde wegen ihres häßlichen Kaufes von ihren Geschwistern nur verlacht; das hielt sie aber nicht ab, den Hund zu behalten und sorgfältig zu pfelegen, indem sie sagte, daß ohne ihre Liebe das arme Thier elend zu Tod gepeiniget worden wäre. Der Hund war lange Zeit hindurch der treue Gefährte der Gräfinn.

Eines Tages kam sie spät bey der Nacht aus einer Gesellschaft in ihr Schlafzimmer zurück, und wollte schon zu Bette gehen, als sie ihren Hund an der Thür fragen hörte, der gewöhnlich bey ihr im Zimmer lag, und sich nur dieses Mahl zu lange in der Küche verspätet hatte. Sie öffnete die Thür, und kaum war der Hund im Zimmer, so fing er heftig zu bellen an, und fuhr wie wüthend unter das Bett. Die Gräfinn stugte, ihr wurde bang, und sie rief die Bedienten herbey. Diese untersuchten die Stelle unter dem Bette, und fanden unter demselben einen Dieb, der sich in der Abwesenheit der Gräfinn, um zu stehlen, eingeschlichen hatte. Er war mit einem Dolche bewaffnet, mit welchem er die Gräfinn gemordet hätte, wenn sie während des Diebstahles erwacht wäre, und Lärm gemacht hätte. Hat dieser garstige Hund nicht den Liebesdienst der Gräfinn treulich vergolten?

## 2. Ein Hund schützt seinen Retter vor Räubern.

Folgende Thatsache, die mir ein Freund erzählte, hat sich erst vor ein Paar Jahren im Lande ob der Enns zugetragen.

Ein Schiff auf der Donau wurde bey einem Ungewitter von einem Sturme überfallen, und ging zu Grunde. Alles, was sich auf demselben befand, ward in den Fluthen begraben. Dieses traurige Loos betraf nebst vielen andern Personen, auch einen Metzgerknecht, der sich mit seinem Hunde eingeschiffet hatte. Die Schiffer am Ufer, welche das Unglück sahen, eilten mit eigener Lebensgefahr in Rähnen den Verunglückten zu Hülfe, und retteten mehrere derselben. Ein wackerer Schiffmann kam dem Metzgerhunde nahe, der mit aller Anstrengung gegen die brausenden Wellen kämpfte, und zu dem Rachen sich hinarbeitete. Als er dort angelangt war, biß er in den Rand desselben, winselte und heulte, und schien gleichsam zu bitten, daß man ihn aufnehmen möchte. Der Schiffmann war so mitleidig, und zog ihn in den Rachen hinein. Er hielt es nicht unter der Würde des Menschen, in der Gefahr auch ein nützliches Hausthier zu retten. Mehrere Personen wurden sammt dem Hunde glücklich ans Land gebracht, den Metzgerknecht und einige andere aber hatten die Wellen verschlungen, und sie ertranken, ohne daß man sie wieder auffinden konnte.

Als der Hund auf dem Trocknen war, lief er heulend eine lange Strecke an dem Ufer hin und her, sprang und bäumte sich in die Höhe, um seinen Herrn zu suchen, und da er ihn nicht mehr fand, kam er zurück, und legte sich zu den Füßen seines Retters. Von nun an folgte er demselben auf jedem Schritte. Der Schiffer, dem die Ernährung des großen Hundes zu kostspielig war, verkaufte ihn einige Male, der Hund aber wollte keinem andern dienen; er kam immer wieder zurück.

Nach einiger Zeit wurde der Schiffer von dem

Schiffmeister mit einer großen Summe Geldes zu einem Förster, dem er sie für verkauftes Holz schuldig war, geschickt. Er hatte dorthin eine halbe Tagreise zu machen, und begab sich in Begleitung seines treuen Hundes auf den Weg. Ermüdet von der Hitze des Tages, kehrte er in einem einsamen Wirthshause ein, und wartete den Abend ab, um bey nächstlicher Kühle seinen Weg weiter fortzusetzen. Im Wirthshause befanden sich beym Bierkrüge drey fremde Kerl. Der Schiffer erzählte dem Wirth, daß er viel Geld an den Förster zu überbringen habe. Die drey Kerl lauerten ihm diese Worte ab, bezahlten bald darauf ihre Beche, und gingen fort.

Des Schiffers Weg führte durch einen großen, dichten Wald. Es war schon eitel Nacht, als er in demselben ankam. Unbesorgt ging er mit seinem Hunde, der vor ihm lief, fort. Auf einmahl wurde er rückwärts von einem Räuber mit einem derben Schläge, der auf den Kopf angetragen war, aber nur die Schulter traf, angefallen. Er that einen lauten Schrey, und im gleichen Augenblicke hatte der Hund seinen Mann schon bey der Gurgel gefaßt, und zu Boden geworfen. Vergebens hieb ein zweyter auf den Hund los; dieser faßte ihn, nachdem er den ersten gemeißelt hatte, mit einem Sprunge so gewaltig beym Gesichte, daß er ihm die Wange herabriß. Der dritte wurde von dem Schiffer, der mit seiner gewöhnlichen Hacke bewaffnet war, in die Flucht geschlagen. Alle drey mußten nun nur auf eigene Rettung bedacht seyn, indem sie der Hund grimmig verfolgte, und endlich nur von der Verfolgung abließ, um sich nicht zu weit von seinem Herrn zu entfernen. Diese drey Räuber waren eben jene Kerl, die der Schiffer im Wirthshause getroffen hatte. Von nun an legte er seinen Weg ohne widrigen Zufall bey der Nacht zurück, und händigte dem Förster das Geld ein.

Der Hund war ihm durch die tapfere Bertheidigung seines Lebens sehr werth geworden, und ihm jetzt um keinen Preis feil. Er darbet sich vom Mayle ab,

um den Hund reichlich zu nähren, welches dieser durch immer neue Beweise der Treue vergilt.

### Wohlthätige Krankenpflege.

Ein armes, buckeliges und mühseliges Männchen, Namens S\*, nährte sich kümmerlich vom Mahlen. Seine Aeltern, die in ihrem Alter selbst von den Wohlthaten guter Menschen gelebt hatten, starben beyde nach einander, und hinterließen dem Sohne nichts. Da er es in seiner Kunst nicht weit gebracht hatte, so trug sie wenig ein, und durch angestrengte Arbeit konnte er kaum so viel verdienen, als er zur nöthigsten Nahrung brauchte. Er überspannte seine Kräfte, das ununterbrochene Sizen bekam seinem siechen Körper übel, er wurde krank, und es zeigte sich deutlich, daß er an einer unheilbaren Auszehrung leide.

Da lag er nun auf seinem Strohlager, matt und hilflos. Vergebens wandte er sich an mehrere Bekannte. Sein siecher Körper, durch die Krankheit noch mehr entstellt, schien bey allen Eckel und Scheu zu erregen; sie sandten ihm wohl einige kleine Gaben: aber zu seiner Pflege wollte sich niemand herbeylaffen.

Da erbarmte sich seiner ein Mädchen, die sich selbst von der Arbeit ihrer Hände nur nothdürftig ernährte. Sie dachte sich an seine Stelle, wie wohl es ihr thun würde, wenn sich gute Menschen auch ihrer dann annähmen, wenn sie unfähig zu aller Arbeit und krank wäre. Sie folgte bloß der Neigung ihres wohlthätigen Herzens, und bath ihren alten Vater, daß er den armen verlassenen Kranken in seine Wohnung aufnehmen möchte. Hier pflegte sie ihn wie einen geliebten Bruder mit schwesterlicher Sorgfalt, und darbte sich manches vom Munde ab, um es ihm reichen zu können. Halbe Nächte brachte sie mit der Arbeit in der Hand an seinem Krankenbette zu, um immer gegenwärtig zu seyn, wenn er Hülfe brauchte.

Während dieser wohlthätigen Krankenpflege wur-

de dem braven Mädchen ein vortheilhafter Dienst an-gebothen; aber sie schlug ihn aus, um den armen Kranken bis zu seinem Tode pfliegen zu können. Als sich derselbe seinem Lebensende näherte, äußerte er sich einst mit Wehmuth, daß er wie ein Bettler in einem elenden Sarge, den die Armen-Casse besorgt, sollte be-graben werden. Da versprach ihm das gute Mädchen, das Erforderliche darauf zu bezahlen, damit er anständig zur Erde könnte bestattet werden. So pflegte sie den armen Kranken ohne Anspruch auf Dank oder Wiedervergeltung bis zu seinem Tode mit wahrer sa-maritanischer Liebe. Gott segne sie dafür, und vermehre ihr den Lohn, den sie durch das Bewußtseyn der schönen That in ihrem Herzen trägt!

### 1. Das Leiten der Wagenpferde ist keine Sache der Kinder.

Ich sehe mit Vergnügen eine ganz traute Familie, Vater, Mutter und Kinder an den Tagen der Ruhe und Erholung auf den sogenannten Steyrer-Wagen, die erst seit einigen Jahren zur Mode unter dem Bürgerstande geworden sind, an den Ort des Vergnügens hinfahren; aber ich erschrecke allemahl, und fürchte viel, wenn ich das Leitband in den Händen eines des Leitens und Lenkens unkundigen, oder zu diesem Geschäfte doch zu schwachen Knaben erblicke, besonders wenn noch dazu ein muthiges, wohlgenährtes Pferd im starken Laufe den Wagen zieht. Welches Unglück kann dadurch entstehen, und wie manche Altern sind zu nachgiebig gegen die zudringlichen Bitten ihres Söhnchens, und überlassen ihm, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Zügel des übermüthigen Pferdes.

So geschah es auch am 17. October 1815 in Wien. Ein in der Vorstadt wohnender Handwerker fuhr mit seinen zwey Söhnen in einem solchen ein-spännigen Steyrer-Wagen, und vertraute dem älte-

ren das Reitband an, der zwar schon öfters kutschiert hatte. Eben wollte dieser um die Ecke der Windmühl-Hauptstraße lenken, als sich das Pferd an einem raselnden Schubkarren schreckte, welchen ein Mann daselbst entgegen führte. Der Knabe konnte das Pferd nicht zurück halten, es faßte das Gebiß zwischen die Zähne, und jezt vermochte der kräftige Arm des Vaters auch nichts mehr. Das Pferd sprengte unaufhaltsam im vollen Galope durch mehrere Gassen, rannte mit der Wagenstange eine Gassen-Ladenthür ein, und stürzte bey der Wendung um ein Eckhaus den Wagen um. Zum Glück sind die Gassen, welche das unbändige Pferd durchlief, weniger volkreich, und die geringe Zahl Menschen, welche in denselben ging, konnte sich noch zur Zeit in die Häuser retten. Wäre bey dem Einlenken in die Gasse und bey dem Umstürzen des Wagens nicht auch das Pferd zu Boden gestürzt, daß es nicht mehr von der Stelle konnte, so wären alle drey, die auf dem Wagen sich befanden, geschleift und elend zugerichtet worden. Schon bey dem Umwerfen des Wagens wurde der Vater und ein Sohn bedeutend am Kopfe und Gesichte verwundet; der andere kam leichter davon.

Kann man nicht bey dem Unglücke von Glück sagen, daß nicht noch mehr Unheil dadurch entstanden ist, weil ein schwacher Knabe ein muthiges Ross zu leiten gewagt hat? Freunde, die ihr so gern mit Pferden euch etwas zu schaffen macht, laßet es euch zur Warnung dienen. Werdet vor der Gefahr flug!

## 2. Ein zweytes trauriges Beyspiel.

U In einem Sonntage im May 1816 hatte ein in der Vorstadt Neubaun wohnender Bürger Wiens, sich, seiner Gattin und dem vierjährigen Söhnchen eine recht angenehme Unterhaltung versprochen. Sie wollten auf das Land zu Freunden fahren, und dort den schönen Nachmittag froh und vergnügt zubringen. Die

Kalesche wurde mit dem Pferde bespannt; alle nahmen Platz darin, und der Wagen rollte rasch fort. Der Lehrjunge, ein Knabe von 14 Jahren, führte das Leitband. Man wählte den abhängigen Weg neben der Kirche zu Maria-Hülfe gegen die Rothgasse. Der Junge hatte Mühe, das Pferd zurück zu halten, daß der Wagen nicht zu sehr rollte. Mitten in dieser abschüssigen Gasse lief ein großer Hund gegen das Pferd, und sprang bellend vor ihm auf. Das Pferd erschrak, schlug einen Galopp ein, der Junge konnte es nicht erhalten, die Kalesche stürzte am Abhange um, und alle drey, die darin saßen, wurden sammt dem Jungen etliche Schritte weit geschleudert. Ein wackerer Mann, der der Kalesche entgegen kam, hatte den Muth, das Pferd beym Zaume aufzufangen und fest zu halten, daß nicht noch andere Fußgänger und Kinder, dergleichen es an diesem Plage immer sehr viele gibt, beschädiget wurden. Die Frau des Bürgers und das Söhnchen waren so übel zugerichtet, daß sie vom Plage weggetragen werden mußten, und häufiges Blut ihre Spur bezeichnete. Der Bürger und Junge kamen mit leichten Quetschungen davon. Wird der Bürger wohl noch jemahls das Leitband in die Hände des schwachen Jungen gegeben haben? —

### 3. Ein Fleischhauers-Sohn verunglückt.

Wie gefährlich es einem Knaben werden kann, wenn ihm muthige Pferde anvertrauet werden, die er nicht im Zaume zu halten im Stande ist, lehrt auch nachfolgende Unglücks-geschichte.

Der vierzehnjährige Sohn eines Fleischhauers in einer Vorstadt Wiens, schaufelte zu Ende Janners 1815 Schnee in dem Garten zusammen, um ihn auf den darneben stehenden Wagen zu laden, der ihm allein anvertrauet war. Während dieser Arbeit fingen die Pferde zu gehen an; er eilte herbey, ergriff das Leitband, und zog es an, um sie aufzuhalten. Aber



er war zu schwach; die Pferde zogen ihn mit fort, und da er neben den Vorder-Rädern ging, wurde er durch den Wagen gegen einen Baum, dem er nicht mehr ausweichen konnte, angedrückt. Die Wagen der Fleischhauer sind, wie man täglich in Wien sehen kann, an den oberen Latten hin mit Spizen und Haken versehen, an welche die großen Stücke Fleisch, ganze Hammel, Schafe u. dgl. gehängt werden. So ein Haken verwundete den Knaben bey dem Drucke an den Baum an der rechten Seite des Kopfes so gefährlich, daß man für sein Leben fürchtete, und er nur durch die sehr sorgfältige Behandlung der Ärzte gerettet werden konnte.

Sehet, muntere Knaben, welchen Gefahren ihr euch aussetzet, wenn ihr ein Geschäft mit Pferden übernehmet, welche zu leiten ihr noch nicht hinlängliche Kräfte habet!

### Kindliche Liebe.

In der Mitte des Monaths Junius 1815 wurde eine Witwe, Namens Siurgewich zu Macarsca in Dalmatien von der Pest befallen. Dieses ist eine schreckliche Krankheit, welche durch garstige und giftige Blattern oder Beulen an verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers sich zeigt. Die damit Behafteten sterben in kurzer Zeit, oft in wenigen Stunden dahin. Wer einen mit der Pest behafteten Menschen berührt, oder Kleidungsstücke eines an der Pest Verstorbenen trägt, oder mit Dingen umgeht, welche die pestilenzialischen Ausdünstungen angezogen haben, der verfällt leicht in die nämliche Krankheit, und entgeht selten dem kläglichsten Tode. Daher fliehet jedermann die Pest-Kranken. Man hat eigene Pesthäuser erbauet, worein alle Angesteckten gebracht, und dadurch von der menschlichen Gesellschaft getrennt werden. Alle Geräthe, Kleidungen der an der Pest Verstorbenen werden verbrannt; oft läßt man auch deren Häuser in

Rauch aufgehen, um alle Ansteckung zu vermeiden. Die Pest ist eines der schrecklichsten Uebel des Menschengeschlechtes.

Die arme Witwe *S i u r g e w i c h*, als sie von der Pest befallen wurde, ward von allen ihren, schon erwachsenen Kindern verlassen. Der gräßliche Anblick der augenscheinlichen Gefahr erstickte die Stimme der kindlichen Liebe. Niemand von ihrer zahlreichen Familie wagte es, aus Furcht angesteckt zu werden, sich ihr zu nähern. Von Schrecken und Schauer über ihr klägliches Schicksal ergriffen, sah sich die unglückliche Kranke, wie es bey Pest-Uebeln immer zu gehen pflegt, ganz allein, ohne alle Hülfe, selbst von denen verlassen, die ihrem Herzen so theuer waren, die sie von Jugend auf mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt hatte.

Doch bey Einer Tochter war die kindliche Liebe stärker, als die Furcht vor der Gefahr der Ansteckung. *K a t h a r i n a S i u r g e w i c h*, ein junges, rüstiges Mädchen stand der Mutter in der größten Noth bey. Sie verwies ihren Brüdern nachdrücklich, daß sie ihre Pflicht gegen die Mutter vergessen, und sie hülflos gelassen hatten. Sie zeigte durch ihr Beyspiel, was ein Kind für ihre Mutter thun müsse, wenn diese, ihrer Hülfe bedürfe. Zuerst war sie bedacht, die Mutter ins Pesthaus zu bringen. Auf den Arm der Tochter gestützt, wankte die Kranke dahin. Keinen Augenblick wollte sich *K a t h a r i n a* von ihr trennen. Bekannte und Freunde warnten sie, nicht länger bey der Pest-Kranken zu verweilen, da die augenscheinlichste Gefahr da wäre, daß sie bey noch so jungem Blute angesteckt würde. Doch sie blieb, von kindlicher Liebe zurück gehalten, immer an dem Krankenbette der Mutter, pflegte sie, suchte die Pestbeulen zu heilen, leistete ihr in Allem den rührendsten Beystand, und kam bis die Mutter starb, nicht von ihrer Seite.

Und dieses außerordentliche Mädchen, dieses Beyspiel und Vorbild von kindlicher Zärtlichkeit lebt noch, und befindet sich gesund. Sie hatte alle Verwahrungsmittel vor Ansteckung, die ihr die Ärzte angerathen,

vorsichtig gebraucht, und die göttliche Vorsicht scheint diese gute Tochter gerettet zu haben, um der Welt in dieser frommen Heldinn ein lebendiges Beyspiel aufzubewahren, welcher Opfer ein unverdorbenes kindliches Gemüth fähig ist.

**Wer sich in Gefahr begibt, kann in derselben umkommen.**

---

Im Sommer 1815 schwoh die Donau durch den häufigen Regen beträchtlich an, oft trat sie aus ihren Ufern, und überschwemmte alles weit umher.

Immer, ist es bedenklich, ohne im Schwimmen geübt zu seyn, in das Beet dieses Stromes hineinzugehen, weil das Wasser trübe ist, und weil man deswegen die Tiefe desselben nicht beurtheilen, mit einem Schritte vorwärts in eine Vertiefung gerathen, und von den Fluthen fortgerissen werden kann. Gefährlich ist es, bey angeschwollenem Wasser, wo die Tiefe sich mit jeder Stunde ändert, in den Strom zu gehen, noch gefährlicher, mit Pferd und Wagen in denselben hinein zu fahren.

1. Zwey Fleischhauer-Knechte gerathen in Gefahr.

Dieses erfuhren zwey Fleischhauer-Knechte zu ihrem größten Schaden.

Bekannt ist es, wie weit derley Leute, Fuhrknechte, Kutscher u. s. w. ihre Unvorsichtigkeit und ihren Muthwillen treiben, daß sie immer mit bespanntem Wagen in die Donau, oft auf eine weite Strecke sich hinein wagen. Die jährlichen Beyspiele, daß mehrere dieser Unbesonnenen in ihr eigenes Verderben rennen, sind ihnen nicht warnend genug: eigener Schade

muß sie klug machen, oft aber ist das Klugwerden zu spät!

Am 12. Julius 1815 gegen Abend führen diese zwey Fleischhauer = Knechte an der Labor = Linie auf einem Wagen, mit Unrath beladen, in die Donau, um ihn dort abzuladen. Aus unbesonnenem Muthwillen trieben sie die Pferde etwas zu tief in das Wasser vorwärts, wodurch es geschah, daß Pferde und Wagen in dem schlammigen Boden plötzlich versanken. Die beyden Knechte konnten sich nur mit genauer Noth retten. Werden sie in der Folge noch so unbesonnen gehandelt haben? Werden sie sich nicht an das Sprichwort erinnern: „Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer!“

## 2. Ein Fuhrknecht verunglückt.

Diese Unglücksgegeschichte war noch keine Warnung für andere Knechte. Ein Fuhrknecht des magistratischen Unterkammer-Amtes in Wien ist nur sechs Tage später, am 18. Julius 1815 Morgens, auf die nämliche Art verunglückt. Derselbe hat sich an einem Plage, der ihm schon länger als gefährlich bekannt seyn mußte, bey hohem Wasserstande mit seinem Wagen, der mit zwey Pferden bespannt war, in den Donau-Canal hinein gewagt. Der Wagen versank, die Pferde wurden vom Strome mit fortgerissen, der Knecht fiel vom Wagen, und wurde von den Fluthen verschlungen. Schiffer, die in der Nähe sich befanden, stießen in Rähnen vom Ufer, um den Verunglückten zu retten. Er aber kam nicht mehr auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein, und war ohne Rettung verloren. Doch gelang es den Schiffern, Pferde und Wagen aufzufangen, und sie glücklich ans Land zu bringen.

Sollte man nicht glauben, daß diese Unglücksgegeschichte die übrigen Unbesonnenen abgeschreckt hätte, ihre Pferde in die Donau hinein zu treiben, und sich und dieselben der größten Gefahr des Ertrinkens auszu-

setzen? Leider lassen sich viele nicht durch fremden Schaden belehren, wie nachfolgende Thatsache beweiset.

### 3. Ein Kutscher ist in großer Wassernoth.

Am 18. August 1815 Nachmittags bey sehr hohem Wasserstande, ritt ein Kutscher seine zwey wohlbeleibten Pferde in den Donau-Canal oberhalb der Kasumowksischen Brücke, um sie zu schwemmen. Kaum hatten sie einige Schritte vorwärts ins tiefe Beet gemacht, als sie bis auf den Kopf versanken, und von dem Strome fortgerissen wurden. Der Kutscher fiel vom Pferde, und plätschete erbärmlich im Wasser, indem er Gott und die Menschen um Hülfe anrief. Zum Glücke konnte er etwas schwimmen, und dieses hinderte, daß er nicht augenblicklich von den Fluthen verschlungen wurde. Man eilte ihm in Rähnen schnell zu Hülfe. Er wurde aus dem Wasser gezogen und glücklich gerettet. Die Pferde aber wurden gegen die Brückenpfähle getrieben, woran ihr Kopf zerschellte. Sie versanken, und man konnte bey den ungemein reißenden Fluthen nichts mehr von ihnen entdecken. Wie bejammerte der gerettete Kutscher seine Unbesonnenheit, und den Schaden, den er seinem Herrn durch den Verlust der Pferde verursacht hatte! Wird der Leichtsinige wohl noch Zutrauen bey seinem Herrn genossen, oder noch leicht einen andern Dienst bey Leuten, die um seine Unbesonnenheit wußten, bekommen haben?

### 4. Ein Pferd geht zu Grunde.

Ein junger Bursche wollte gegen das Ende Junius 1815 zwey ihm anvertraute Pferde an dem Schwemorte in der Leopoldstadt in Wien oberhalb der Kaffeh-Häuser trinken lassen. Die Pferde, begierig sich an dem warmen Tage abzukühlen, gingen, ohne daß es der Bursche verhindern konnte, tiefer in den

Strom, und zogen ihn, da er am Ufer das Leitband fest hielt, nach sich in das Wasser. Doch, dieser, da er die Gefahr sah, in welche ihn die Pferde gebracht hatten, ließ schnell das Leitband fahren, und die Pferde, sich selbst überlassen, schwammen den Strom abwärts. Der Kutscher, ganz durchnäßt, rettete sich ans Ufer, und schrie um Hülfe für seine Pferde.

Einige Schifflente sprangen schnell in Kähne, und ruderten auf die Pferde zu. Es gelang ihnen, eines zu retten; doch war es ihnen nicht möglich, dem andern beyzuspringen, da eben ein großes, stark beladenes Schiff aufwärts geführt wurde, dessen Zugseil, an dem viele Pferde gespannt waren, ihre Kähne umzuwerfen drohete. Das Pferd ertrank, und ward in der Vorstadt unter den Weißgärbern ausgeworfen.

War es wohl klug, daß dieser Bursche seine zwey muthigen Rosse an die Donau zur Tränke führte, da er doch wußte, daß sie so gern ins Wasser gingen? Was für einen Schaden hat er seinem Herrn durch seine Unbesonnenheit verursacht! Welcher Gefahr hat er sich selbst ausgesetzt!

##### 5. Eine Weibsperson verunglückt beym Klettern.

Die Festungswerke Wiens wurden im Jahre 1809 zum Theil durch die Franzosen gesprengt, und lagen einige Jahre im Schutte. An einigen Orten konnte man über denselben leicht in den Stadtgraben gelangen, an andern Orten standen noch ganze Stücke der Vorwerke, über welche man nur mit Gefahr hinabsteigen konnte.

Am 27. Julius 1815 wollte eine junge Weibsperson in der Gegend des Schottenthores über so eine sehr steile Anhöhe in den Stadtgraben steigen, der Oberkörper bekam das Übergewicht, und sie fiel wohl zwey Klafter tief hinab. Sie hatte sich zwar an den äußeren Theilen nur wenig verletzet; aber wie es gleich Anfangs schien, hatte sie durch eine Quetschung in den

Eingeweiden sehr gelitten. Ärztliche Hülfe war gleich bey der Hand, doch konnte dem Übel nicht bald abgeholfen werden. Lange litt sie große Schmerzen, und obwohl sie jetzt ziemlich hergestellt ist, so ist sie doch zur schweren Arbeit vielleicht auf immer untauglich.

Laßt euch Kinder, durch dieses Beyspiel vor dem gefährlichen Klettern warnen! Noch immer sieht man Kinder Versuche im Klettern machen. Möchten sie doch vor dem Schaden flug werden!

#### 6. Ein Handwerksbursche verwundet sich schwer.

Noch unbesonnener begab sich ein Handwerksbursche in Graz in die Gefahr. Vom Weine erhist, den er in der Schenke reichlich genossen hatte, kam er spät bey der Nacht (es war im Sommer 1814), in ein Haus, wo er einen Abendbesuch machen wollte. Er fand die Thür zur Treppe, welche in das erste Stockwerk führt, verschlossen; und um recht unbemerkt eintreten zu können, fing er an, an dem Gangpfeiler, der gegen drey Klafter hoch war, hinauf zu klettern. Schon hatte er eine ziemliche Höhe erreicht, als er abgleitete, und so derb an das harte Steinpflaster auffiel, daß er sich das Kinnbein zerschmetterte. Wie wird er sich hinfür vor jedem unbesonnenen und unnützen Wagesstücke hütten!

#### 7. Ein Steinbrecher findet den Tod.

In den Steinbrüchen werden die Steinmassen und großen Steinblöcke oft mit Pulver zersprengt. Es wird ein tiefes Loch in dieselben gebohrt, dasselbe mit Pulver gefüllt, und dieses angezündet. Durch die schnelle Entzündung des Pulvers wird die Luft in dem kleinen Raume, in welchem sich das Pulver befindet, so gewaltig ausgedehnt, daß der Stein in Stücke zerspringen muß. Dabey ist aber die größte Vorsicht nöthig,

kein Mensch darf in der Nähe seyn, weil die Stücke des Steinblockes weit und breit herumgeschleudert werden, und leicht jemanden beschädigen können. Zu dem Ende wird ein länglich geschnittenes Stück Feuerschwamm, welcher an einem Ende angebrannt wird, gegen das Zündpulver, welches in einer langen Linie bis zum Loche ausgeschüttet ist, mit dem nicht angebrannten Ende hingelegt, damit man Zeit gewinnen könne, sich zu entfernen, bis der Schwamm am andern Ende zu glimmen anfängt, und das Pulver entzündet.

Der Steinbrecher Johann Riedler, welcher in Linz an der oberen Calvarien-Wand im Steinbruche arbeitete, wagte von jeher mehr, als jeder andere. Er war oft gewarnt worden, daß er Schaden nehmen würde. Doch er achtete nicht auf die gut gemeinte Warnung. Am 3. December 1816 wollte er eine große Steinmasse zersprengen. Man rieth ihm wieder, auf seiner Huth zu seyn. Er entgegnete trozig, daß er schon selbst wisse, was er zu thun habe, und bedachte nicht, in welches Unglück er sich stürzen würde. Der Unbesonnene hielt alle Vorsichts-Maßregeln für überflüssig. Mit einem unbeschreiblichen Leichtsinne legte er mit der Hand den brennenden Schwamm auf das Zündpulver; im nämlichen Augenblicke zerplaste die Steinmasse, und nach allen Seiten flogen große Stücke Steine. Der Unglückliche wurde mehrere Klafter Länge weggeschleudert und so schrecklich verwundet, daß er in einer Viertelstunde seinen Geist aufgab. Wie schwer hat er es gebüßet, daß er guten Rath nicht annahm!

### 8. Ein Knabe stürzt in den Wiener-Canal.

Ein Knabe, mit einem Etkorbe in der Hand, wollte oberhalb der Canal-Brücke am Rennwege geschwind über den Canal kommen. Er scheuete die geringe Mühe, ein kleines Stück Weges abwärts zu gehen, um über die Brücke mit Sicherheit zu gelangen.



Der junge Waghals stieg über den sehr schmalen Rand der doppelten Schleußen-Thür, welche quer durch den Canal gestellt ist, glitschre aus, und stürzte in den Canal. Zum Glück war eben nicht viel Wasser in demselben, auch fiel er auf den Eskorb, welchen er in den Händen gehabt hatte, und zog sich dadurch eben keinen besondern Schaden zu. Doch wußte er sich vor Angst und Schrecken nicht zu fassen. Er schrie aus Leibeskräften um Hülfe. Der Schleußenwärter eilte sogleich herbey, und brachte den kleinen Waghals ans Ufer.

Ist es nicht höchst unbesonnen, um einen kleinen Weg zu ersparen, sich so großer Gefahr auszusetzen? Welchen Schrecken wird der Knabe seinen Altern verursacht haben, als sie ihn so durchnäßt ankommen sahen! Was für ein Unglück hätte der kleine Waghals haben können, wenn das Wasser tiefer gewesen, und der Schleußenwärter nicht gleich zu Hülfe gekommen wäre! Freunde, werdet klug durch fremden Schaden!

### Eine Kriegs = Scene, vor der das menschliche Herz zurückschaudert.

Der Krieg, die Geißel der Menschheit, verwildert das Herz, und stumpfet die feineren Gefühle der Menschenliebe in der Brust vieler Krieger ab. Der, dessen Geschäft es ist, seine Brüder zu morden, muß den Keim der Nächstenliebe in seinem Herzen ersticken, sonst kann er nicht blutdürstig wie ein Lieger in Schlachten meheln. Der beste Mensch wird moralisch verdorben, wenn er Jahre lang sich in Plünderungen und Schlachten herumtreibt.

Dieses zeigte sich am deutlichsten in der Französischen Armee, welche durch einen zwanzigjährigen Eroberungs-Krieg alles menschliche Gefühl abgelegt zu haben schien. Plünderung, Raub, Mißhandlungen der wehrlosen, friedlichen Einwohner, Feuer und Mord

waren die täglichen Beschäftigungen der Soldaten, die schon in ihrer Jugend keinen gründlichen Unterricht in der Religion und Sittenlehre erhalten hatten; daher begingen sie auch Grausamkeiten, die man nur von Barbaren zu lesen gewohnt war. Doch gab es unter der großen Zahl dieser Unmenschen brave und moralisch gebildete Männer, die mit Unwillen und Abscheu die Zügellosigkeit ihrer Kameraden ansahen, aber sie nicht immer verhindern konnten. Hier folgt eine Schaudergeschichte zum Beweise.

Im Sommer 1813 brachte man einen schwer verwundeten Französischen Dragoner nach Leipzig, welche Stadt die Franzosen damals noch besetzt hielten. Die Kosaken hatten ihm mehrere tödliche Stiche mit ihren langen Piken beygebracht. Er lag mit dem Vorderleibe über den Hals seines Pferdes weg, sein Kamerad führte dasselbe, und hielt ihn auf dem Sattel fest. Es war ein schrecklicher Anblick den Verwundeten mit allen Aufferungen des größten Schmerzens und der Todesangst zu sehen; das Blut träufelte von allen Seiten am Pferde hinab.

So langte er auf dem Marktplatz an. Der Kamerad hob den Verwundeten vom Pferde, und legte ihn in einen Winkel zwischen zwey Buden auf die Erde. Im Spitale war kein Platz mehr für ihn. Der Verwundete wimmerte, daß sich die Pflastersteine hätten erbarmen mögen, auf denen er lag. Alle herumstehenden Einwohner fühlten inniges Mitleid mit ihm, und viele eilten mit Essen und Trinken zu seiner Erquickung, und mit Scharpien und Verbandstücken herbey. Die guten Leute sahen vor sich nicht einen Französischen Soldaten, einen aus denen, die ihnen schon so viel Leid zugefügt hatten, sondern ihren Nebenmenschen, der ihrer Hülfe bedurfte.

Doch der Französische Dragoner, welcher den Verwundeten in die Stadt geführt hatte, ging, das Gewehr im Arme, vor demselben umher, und litt nicht, daß man ihm das Geringste reichte. Während das Blut in Strömen aus seinen Wunden quoll, gestattete

der Kamerad nicht, daß man ihn verband; während der Verwundete nach einem Labetrunk lechzete, ließ dieser nicht zu, daß man ihm denselben reichte.

Die gutherzigen Leute wurden unwillig, und riefen ihm zu: „Hört er nicht, wie sein Kamerad wimmert? Hat er gar kein Mitleiden mit seinem Mitbruder? Hat er schon alles Menschengefühl abgelegt?“ „O ja,“ entgegnete der gesunde Dragoner im gebrochenen Deutsch, „er muß noch viel schreyen, viel wimmern, noch großen Schmerz ausstehen, ehe er so viel leidet als das Kind, das er vor den Augen seiner Mutter aus Muthwillen auf sein Bajonett gespießt, und darauf herumgedreht hat. Das arme Kind und die zur Verzweiflung gebrachte Mutter haben weit ärger geschrien und gejammert. Er soll Gottes gerechte Strafe nun leiden, der Grausame, und alle Kameraden mögen sich an ihm ein Beyspiel nehmen, und Gottes Zorn fürchten, damit sie menschlicher mit den wehrlosen Einwohnern umgehen!“

Schauernd hörten die Anwesenden diese gräßlichen Worte, die zuweilen von dem Stöhnen und wildem Heulen des Verwundeten unterbrochen wurden. Alle blickten den Grausamen mit Abscheu an: doch das rächende Gewissen spiegelte sich in seiner verzweiflungsvollen Miene ab, und der Anblick derselben erfüllte alle mit Schauer, und riß sie zum Mitleiden gegen den Reumüthigen hin.

Nach Verlauf einer Stunde starb der Verwundete, nachdem er den Plas, worauf er gelegen, mit seinem Blute gefärbt hatte. Sein Kamerad, der diesen furchtbaren Act der Gerechtigkeit ausübte, schwang sich stillschweigend auf sein Pferd, und jagte davon.

### Eine erfreulichere Anekdote.

Als Se. kaiserliche Hoheit, der Erzherzog Carl, im Feldzuge 1800 von Böhmen zu der Oesterreichischen Armee, welche im Rückzuge begriffen war, reisete, um

den Oberbefehl über dieselbe zu übernehmen, und sich schon dem Schauplatze des Kampfes näherte, traf er viele Verwundete an, die von ihren Kameraden verlassen, theils ganz hilflos da lagen, theils doch noch so viele Kräfte hatten, sich weiter fortzuschleppen. Mehrere der Kräftigeren zogen an Wagen, auf welche sie mitleidig die Elendesten unter ihnen geladen hatten. Keine Besspannung war zu erhalten; denn die Pferde reichten kaum hin, um die Kanonen und das Gepäck wegzubringen.

Durch diesen Anblick war der Prinz erschüttert. Er befahl sogleich die Pferde von mehreren Kanonen, die auch schon im Rückzuge begriffen waren, abzuspinnen, indem er sagte, daß diese braven Männer, die im Kampfe fürs Vaterland verwundet worden waren, mehr verdienten gerettet zu werden, als ein Paar Kanonen. Die Verwundeten wurden in Sicherheit gebracht, die Kanonen fielen aber dem Feinde in die Hände.

Die feindliche Französische Armee befehligte damals der General Moreau. Als dieser die hochherzige Handlung des erhabenen Prinzen erfahren hatte, befahl er sogleich, die Kanonen zurück zu geben, indem er hinzufügte, daß er keine Kanone haben wolle, die aus so menschenfreundlichen Beweggründen verlassen worden wäre. — Fürwahr! das sind zwey Feldherren, von denen einer des andern würdig ist!

### Wohlwollende Herzensgüte.

Der Feldmarschall Prinz de Ligne, welcher im Jahre 1815 starb, war durch seine immer muntere Laune und unerschöpflichen Wit eben so beliebt, als er durch Herzensgüte geachtet war. Um die Bewohner Wiens hat er sich durch die schönen Anlagen auf dem Leopolds- und Kahlenberge verdient gemacht.

Ein Hauptmann, welcher in dem Türkenkriege und in den folgenden Feldzügen zwölf ehrenvolle Wun-

den erhalten hatte, bekam in der unglücklichen Schlacht bey *Marengo* in *Italien* einen Schuß in den Fuß, der ihm den Knöchel zerschmetterte, und ihn auf immer zum Dienste unfähig machte. Doch wurde er so weit wieder hergestellt, daß er auf Krücken gehen, und selbst nach *Wien* reisen konnte. Dort wollte er um einen Gnadengehalt oder um eine Anstellung bey einem *Civil-Dienste* bitten. Aber die Zahl derjenigen, welche in den letzten Feldzügen verstümmelt worden waren, war sehr groß; von allen Seiten drängten sie sich mit gleichen Bitten herzu: die *Staats-Cassen*, welche bey den fortdauernden Kriegen übermäßige Ausgaben bestreiten mußten, waren nicht im Stande, jeden derselben nach dem Willen des gütigen Monarchen nach Verdienst zu belohnen, und der *Generalissimus*, *Erzherzog Carl*, an dem alle diese Gesuche um Versorgung und Anstellung gerichtet waren, war so mit Geschäften überhäuft, daß er nicht immer den Bittwerbern Zutritt gestatten konnte, welche ihm ihre Bitten mündlich vortragen wollten. Unserm braven Hauptmanne, der auch unter den Letzten nach *Wien* kam, blieb sehr wenig Hoffnung über, daß ihm seine Bitte könnte gewähret werden.

In dieser bedrängten Lage ward ihm gerathen, daß er sich an den *Prinzen de Ligne* wenden sollte, dessen Fürsprache bey dem *Erzherzoge* viel vermöge. Er wendet sich also an ihn, bringt sehr ehrenvolle Zeugnisse dar, stellt ihm seine mißliche Lage vor, und bittet ihn, bey dem *Erzherzoge* ihm Zutritt zu verschaffen, und ihn demselben zu empfehlen.

Der *Prinz* wurde durch die bedrängten Umstände dieses braven *Officiers* innig gerührt. Er kannte ihn gar nicht; aber es war für sein gutes Herz hinreichend, daß er seiner Hülfe bedürfe. Er tröstete ihn mit wohlwollender Theilnahme, versprach ihm, seine Verdienste und seine bedrängte Lage dem *Erzherzoge* vorzutragen, und lud ihn auf den folgenden Tag zur *Tafel* ein.

Der *Hauptmann* erschien. Der *Prinz* unterhielt sich bey *Tische* viel mit ihm, und suchte ihn genau

auszuforschen und näher kennen zu lernen. Der Prinz entfernte sich auf einige Augenblicke, und kam mit einem eigenhändigen Briefe an den Erzherzog zurück.

Der Brief ward dem Hauptmanne übergeben. Des Prinzen Wagen und Pferde standen bereit, um den Hauptmann zum Erzherzoge zu führen. Er nannte dort im Vorzimmer nur seinen Namen, und wurde alsogleich vorgelassen. Der Prinz hatte ihn schon dem Erzherzoge empfohlen: der Brief, den der Hauptmann überreichte, erhielt die Bestätigung, daß dieser durch seine Kenntnisse und anderseitige Verdienste aller Unterstützung würdig sey.

Der Hauptmann wurde von dem Erzherzoge mit ausgezeichnete Güte empfangen, und mit einer Großmuth, welche den Prinzen des Oesterreichischen Kaiserhauses eigen ist, beschenkt. Er erhielt zugleich aus dem Munde des allverehrten Erzherzogs die Versicherung, daß er den ganzen Gehalt, den er als Hauptmann bisher bezogen hatte, hinsür in wohlverdienter Ruhe genießen könne. Der Hauptmann wurde durch eine solche Gnadenbezeugung, auf die er kaum zu hoffen sich getraute, überrascht, und stattete den gerührtesten Dank ab; der Erzherzog aber erwiederte, er selbst müsse vielmehr dem Prinzen de Ligne danken, der ihn auf einen so wackeren Officier aufmerksam gemacht, und ihm Gelegenheit gegeben habe, wahre Verdienste zu belohnen.

Nie kann der Hauptmann diese Geschichte ohne sichibare Rührung erzählen, und hoch segnet er die Namen: Erzherzog Carl und Prinz de Ligne!

### Achtung gegen den Lehrer.

Alexander I., Kaiser von Rußland, besuchte im April 1814 während seiner Anwesenheit in Paris die Witwe des Obersten Laharpe, seines ehemahligen Lehrers. Sie wohnte im vierten Stockwerke. Die Frau war durch diese Herablassung des Monarchen in-

nig gerührt, und blieb ehrfurchtvoll vor ihm stehen. „Sie sind sehr verändert, Madame,“ war die Anrede des Kaisers.

„Sire,“ entgegnete die Witwe, „ich habe, wie jeder andere, durch Krieg und Zeitumstände viel gelitten.“

„Sie verstehen mich nicht,“ erwiderte mit Rührung der gütige Fürst; „wenn ich sage, daß Sie verändert sind, so meine ich, daß Sie sich nicht zutraulich, wie sonst, neben mich, den Zögling Ihres Gatten setzen, und sich freundschaftlich mit mir unterhalten.“

Die Witwe sprach dann mit vieler Rührung von den erhabenen Tugenden des Monarchen, besonders von seiner Leutseligkeit und Herablassung, welche ihm Aller Herzen gewinnen. Da entgegnete der gefühlvolle Monarch mit seltener Herzengüte: Wenn ich Eigenschaften besitze, die gefallen, wem habe ich sie zu verdanken? Hätte ich nicht den Unterricht Ihres Gatten genossen, hätte nicht er mich gebildet, was würde ich ohne seine väterliche Leitung seyn? Mich freuet es, wenn ich an Ihnen einen Theil des ihm schuldigen Dankes abstatten kann?

So sprach Kaiser Alexander, der über 34 Millionen Menschen herrscht. Lernet junge Freunde von ihm, was ihr euren Lehrern und Erziehern schuldig seyd!

### Schöne Züge der Redlichkeit.

---

1. Ein Bauer rettet das ihm anvertraute Gut.

Ein Kaufmann gab dem Russischen Bauer Barlaam Alexejef 1000 Rubel (1537 fl. 30 kr. Conventions-Münze) in Verwahrung. Im Dorfe brach im Winter 1814 Feuer aus. Die Flamme ergriff des

Bauers Haus, und legte es, da es, wie die meisten Bauernhäuser in Rußland, ganz von Holz erbauet war, in Asche. Wie der brave Bauer sein Haus brennen sah, rettete er vor allem das ihm anvertraute Geld, und brachte es in Sicherheit. Erst dann suchte er seine Habseligkeiten auszuräumen. Niemand hatte es gesehen, daß er das Geld vor der Flamme verwahret habe. Er konnte es für verloren und durch das Feuer vertilget angeben. Das that aber der ehrliche Mann nicht. Er lieferte alle 1000 Rubel treulich dem Kaufmanne ab, und freuete sich, daß er bey der allgemeinen Noth wenigstens fremdes Gut gerettet hatte.

Welch ein schöner Zug von Redlichkeit, der uns beweiset, daß oft unter einem groben Kittel eine schöne Seele wohnt!

## 2. Ein Uhrmacher gibt die Uhr zurück.

Ein Korporal vom Gradiscaner-Gränz-Regimente war im Jahre 1800 zu Landshut in Baiern im Quartier gelegen, und hatte dem Uhrmacher Schreiner seine silberne Uhr zum Ausbessern gegeben. Die Oesterreicher wurden von den Feinden überfallen, und aus der Stadt gedrängt. Ihr Rückzug dauerte bis an die Gränze Oesterreichs hin, und da er mit Eile geschah, hatte der Korporal nicht mehr Zeit, seine Uhr abzuhohlen, und auch in der Folge fand sich keine Gelegenheit, dieselbe zurück zu fordern. In dem Feldzuge 1805 kam das Gradiscaner-Gränz-Regiment nach Italien, und der bärtige Mann gab schon alle Hoffnung auf, zu seiner Uhr je wieder zu gelangen.

Bey Ausbruch des Krieges im Jahre 1809 wurde Landshut von den Oesterreichern genommen, und der Korporal zog mit seinem Regimente durch die Stadt. Er hatte auf seine Uhr nicht vergessen, und am 16. April 1809 verfügte er sich in die Wohnung des Uhrmachers, und forderte sein Eigenthum zurück. Aber Schreiner war schon todt, und das Gewerbe wurde



von dessen Schwiegersohne, dem ehrlichen Uhrmacher *Rauch*, betrieben, welcher im Jahre 1800 bey *Schreiner* in Arbeit gestanden war, und die Uhr aus den Händen des Korporals übernommen hatte.

Der Uhrmacher und der Schnurrbart erkannten sich sogleich, und letzterer erhielt ohne Widerrede seine Uhr, die er vor neun Jahren zurückgelassen hatte, und zwar im besten Zustande. Der Uhrmacher *Schreiner* und *Rauch* hätten sie als fremdes Eigenthum durch so lange Jahre wohl verwahrt, und sie hatten immer auf Gelegenheit gewartet, sie dem Eigenthümer zurück zu stellen. Der bärtige Krieger schied mit einem herzlichen Händedrucke von dem ehrlichen Uhrmacher, nachdem er ihm dankbar die Ausbesserungs-Kosten bezahlt hatte.

Wie gefällt euch liebe Kinder diese Geschichte, und wie der Uhrmacher? Heißt das nicht ehrlich und redlich handeln! Hätte der Uhrmacher nicht vermuthen können, daß der Korporal in den folgenden blutigen Kriegesjahren vor dem Feinde geblieben sey, und nie mehr, um seine Uhr zu hohlen, kommen könne? Hätte er sich nicht in diesem Sinne die Uhr zueignen können? Das that der ehrliche Uhrmacher nicht; die Uhr gehörte einem andern, und was eines andern ist, wollte er als ein gewissenhafter Mann nicht besitzen, und verwahrte sie immer auf den möglichen Fall, daß der Korporal oder einer seiner Angehörigen sie zurück fordern würden. Solche Beyspiele der Ehrlichkeit sind in unserm Gewinnstüchtigen Zeitalter nicht häufig, aber desto mehr erhebt sich die Seele, wenn sie vorkommen.

### 3. Ein aufgefundenes Felleisen wird zurück gestellt.

In *Graubünden* ist zwischen den sehr hohen *Alpengebirgen* ein enger Paß, *Via Mala* genannt, in welchem schmale Fußwege längst dem höchsten und steilsten Felsen fortlaufen, die nur für geübte Fußgänger

und Maulthiere gangbar sind. Dieser Weg führt von dem Marktstecken *Lufis* nach dem *Schamserthal*. Längs dieses Weges rauscht in dem Abgrunde der Fluß *Rhein*. Macht der Reisende einen Fehltritt, so ist er in Gefahr, bey 500 Schuhe tief an den steilen Felsenwänden in die schäumenden Wellen hinab zu stürzen.

Der Mailänder Postbothe machte im Frühjahr 1815 diesen gefährvollen Weg mit mehreren Maulthieren, welche in Felleisen Briefe, Gelder und andere Sachen vom Werthe trugen. Eines dieser Maulthiere glitschte vom Wege ab, und stürzte vor den Augen des Postbothen in den tiefen Abgrund hinab. Da war an keine Rettung zu denken. Das Thier, schon halbtodt durch den schrecklichen Fall, ersäufte in dem Flusse; und eben dieses Maulthier war mit dem Kostbarsten beladen, es trug ein Felleisen mit Geld. Der Postbothe mußte es als verloren aufgeben, da sich niemand in den Abgrund hinab wagen wollte, und er setzte seine Reise mit betrübtem Herzen weiter fort.

Doch ein muthvoller Mann, *Matthias Hungard* aus *Lufis* entschloß sich einige Tage darauf, das Felleisen, welches durch seine Schwere auf den Boden des Flusses gesunken seyn mußte, aufzusuchen. Er nahm mehrere handfeste Männer zu Hülfe, welche ihn an Stricken in die Tiefe des Abgrundes hinabließen. Hier untersuchte er, über dem rauschenden Flusse schwebend das Beet desselben, und war so glücklich das Felleisen zu entdecken, und heraus zu ziehen.

Doch kaum hatte er diese schwere Arbeit gethan, als er den Postbothen von seinem Funde Nachricht gab, und ihm alles, ohne Anspruch auf eine Belohnung zu machen, bis auf den letzten Häller sammt dem Felleisen einhändigte. Ist das nicht ein seltenes Beyspiel der Dienstfertigkeit und Redlichkeit?

## Dienst und Gegendienst.

Franz W\*, der Sohn eines reichen Ungarischen Edelmannes hatte sich nach den ersten Studien-Jahren, in welchen er die Lateinische und Französische Sprache, Erdebeschreibung, Natur- und Völkergeschichte gelernt hatte, auf die Landwirthschaft verlegt, und endlich die Handlung gewählt, wo er bey einem Kaufmanne in Pesth, der ausgebreitete Geschäfte trieb, auf der Schreibstube arbeitete. Doch seinem feurigen Temperamente, das ihn in die weite Welt hinaus zu treiben schien, war das Stubensitzen zuwider, und er ging als Cadet zum Regimente.

Beym Ausbruch des Französischen Krieges im Jahre 1805 that er Feldwebels Dienste. Er war ein hochgewachsener, wohlgebildeter, kräftiger Mann. Sein Regiment kam nach Ulm. Nach der ersten unglücklichen Schlacht bey dieser Stadt ward die ganze Besatzung zu Gefangenen gemacht, und W\* mit ihr. Er wurde in das Innere von Frankreich abgeführt, und bekam die große Stadt Nancy zu seinem Aufenthalte.

In Frankreich war es zwar, da durch die fort-dauernden Kriege die Volksmenge und daher die Zahl der Arbeiter sehr vermindert worden waren, den Kriegsgefangenen erlaubt, sich nach Arbeit umzusehen, um sich den Lebensunterhalt zu verbessern. Aber die Zahl der Gefangenen war in dieser Stadt so groß, daß die wenigsten eine Beschäftigung fanden; nebstbey wurden durch die große Menge dieser neuen Ankömmlinge die Lebensmittel Anfangs so vertheuert, daß das wenige Geld, was man ihnen reichte, kaum hinlänglich war, die nöthigste Nahrung gegen den drückendsten Hunger sich anzuschaffen.

Der Feldwebel W\* war nun in einer sehr kummervollen Lage. Seine Kleidung war lumpig, die Schuhe hielten kaum an den Füßen, nagender Hunger plagte ihn, und so viel er gelernt hatte, und ob er

gleich der Französischen Sprache kündig war, wollte es ihm nicht einmahl gelingen, eine Handarbeit zu finden, der er sich in seiner größten Noth, obwohl er sie ganz entwöhnt war, gern unterzogen hätte. Über sein trauriges Schicksal tieffinnig nachdenkend und Arbeit suchend, schlenderte er eines Morgens durch die Gassen der Stadt, und ging vor dem Keller eines Weinhändlers vorüber, wo zwey Männer bemühet waren, ein volles Faß Wein vom Wagen zu laden. Es lag bereits auf der Zugleiter, die man zu steil gelegt hatte. Ein Mann auf dem Wagen hielt den Strick, und ließ ihn langsam schießen, um das Faß gemach hinabgleiten zu machen. Aber es war zu schwer, die Leiter zu steil, und es zog den Mann mit sich hinab. Der unten stehende Mann konnte dem schweren Drucke nicht widerstehen, und ward zu Boden geworfen. In gleichem Augenblicke sprang der Feldwebel W\* herbey, ergriff mit voller Kraft das Faß, daß es nicht weiter rollen, und den auf der Erde liegenden Mann nicht beschädigen konnte. Die zwey Männer ermanneten sich schnell wieder, griffen zu, und brachten das Faß glücklich zur Kellertür, ohne daß es Schaden litt.

„Sie sind ein wackerer Mann!“ rief jemand aus dem ersten Stockwerke unserm W\* zu, „kommen Sie doch herauf zu mir.“ Es war der Weinhändler, der den Vorfall mit angesehen hatte. W\* gehorchte, und erhielt ein nahrhaftes Frühstück, das unter verschiedenen Fragen und Antworten über Stand, Geburtsort, Dienstjahre, Fähigkeiten u. s. w. verzehrt wurde. Dem Weinhändler gefiel das offene, artige Betragen des jungen Mannes, und dessen Kenntniß der Französischen Sprache sehr wohl, und er drückte ihm, als er fortgehen wollte, zwey Laubthaler in die Hand, die aber W\* durchaus nicht annehmen wollte. Diese Großmuth eines armen Gefangenen setzte ihn in Erstaunen und erfüllte ihn mit Achtung gegen ihn. Er unterhielt sich noch länger mit ihm, und da er erfuhr, daß er der Deutschen und Lateinischen Sprache ganz kündig sey, trug er ihm an, seinen beyden Söhnen gegen Bezah-

lung Unterricht in denselben zu erteilen. „Damit meine Söhne,“ sprach zuletzt der Weinhändler, „mehr Übung in den Sprachen haben, können Sie bey mir speisen und wohnen. Die Erlaubniß werde ich von dem Stadt-Commandanten schon erwirken.“

Wer war froher über diesen Antrag als der Feldwebel W\*. Noch am nämlichen Tage zog er zu dem Weinhändler G l o d o n ins Haus. Die rechtliche Handlungsweise des neuen Sprachlehrers, sein offenes, artiges Benehmen erwarben ihm bald die Liebe und Zuneigung aller Hausgenossen, und er wurde nur mehr als ein Glied der Familie angesehen und behandelt; und so blieb es bis zum Friedensschlusse, wo er ausgewechselt werden, und in sein Vaterland zurück kehren sollte.

Vergebens wollte man ihn in vertraulichen Stunden bereden, daß er in Frankreich bleiben sollte, indem sich für ihn bey seinen Kenntnissen schöne Aussichten eröffneten. Aber er blieb seinem Vaterlande und Monarchen getreu, und zu dem Vorsatze, zu seinem Regimente zurück zu kehren, bestimmte ihn noch mehr ein Brief seines Vaters, welcher ihm meldete, daß derselbe seit langer Zeit kränkle, und vor seinem Tode nur noch wünsche, ihn an sein väterliches Herz zu drücken. W\* nahm herzlichen Abschied von der guten Familie, und ihr Segen begleitete ihn auf die Reise. Für das Reisegeld hatte der alte G l o d o n großmüthig gesorgt, und da unser W\* weniger, als er es wünschte, annahm, gab er ihm einen Brief an seinen Freund in B a s e l mit, der nichts enthielt als die Worte: „Dem Überbringer dessen zahlen Sie 30 Stück Louisd'or in Gold zum Reisegelde aus,“ welche auch W\* ungeachtet alles Sträubens annehmen mußte.

W\* kam nach der langen Reise bey seinem Regimente, und von da mit Urlaub bey seinem Vater an, den er dem Tode nahe fand. Daß frohe Wiedersehen gab dem Vater neue Kräfte; er erhobte sich von seiner Krankheit, aber nur auf kurze Zeit. Er starb nach

einigen Monathen in den Händen seines einzigen geliebten Sohnes.

Nun nahm W\* von seinem Regimente Abschied, um das väterliche Erbgut, welches in ansehnlichen Ländereyen bestand, in Besitz zu nehmen. Er heirathete einige Zeit darauf ein wohlherzogenes, tugendhaftes Mädchen, und lebte sehr glücklich in dieser Ehe. Den Sommer brachte er auf seinen Gütern zu, wo er die Landwirthschaft mit aller Einsicht, allem Eifer und großem Vortheile betrieb; den Winter verlebte er angenehm in Pesth.

So verstrichen vier Jahre. Der Krieg 1809 brach aus. Die Französische Kriegsgefangenen, welche man in den blutigen Gefechten und Schlachten machte, wurden in die Festungen Ungarns abgeführt. Eine Zahl derselben war in Pesth angekommen. W\* und seine Gattinn lehnten am Fenster, um diese Fremdlinge zu besehen. Einer derselben schien ihm sehr bekannt zu seyn, und W\* heftete sein Auge ganz auf ihn. Der Französische Kriegsgefangene, (es war ein junger Officier), bemerkte es, sah ihn auch aufmerksam an, und grüßte ihn, weil er auch einige bekannte Züge in seinem Gesichte zu finden glaubte. „Das ist der junge Glodon!“ rief W\*, warf das Fenster zu, war in einem Nu an der Thür, und ehe der junge Officier sich besinnen konnte, was das bedeute, schloß ihn W\* schon fest in seine Arme. Da erkannte Glodon seinen ehemaligen Sprachlehrer und Freund W\*.

„Gott! Glodon, mein Glodon!“ rief W\*, „Sie hier als Gefangener?“ „Leider, mein lieber Freund,“ antwortete dieser traurig, „Leider!“ „ja ich bedaure Sie vom ganzen Herzen,“ entgegnete W\*, „doch sey Gott gepriesen, daß ich endlich eine Gelegenheit finde, das viele Gute zu erwiedern, das ich in dem Hause Ihres Vaters genossen habe; daß ich die Güte, die Ihre Altern mir erwiesen, da sie mich als einen armen, hilflosen Gefangenen in ihr Haus aufnahmen, daß ich die Freundschaft, die Sie mir selbst bezeigten, Ihnen jetzt mit Beweisen meiner herzlich-

ßen Liebe lohnen kann. Erlaubt es der Stadt-Commandant, so wohnen Sie von jetzt bey mir, und ich glaube, seine Einwilligung gewiß zu erhalten, da er ein sehr menschenfreundlicher Mann ist. Ich gehe gleich zu ihm, um diese Erlaubniß zu erwirken. Zuvor muß ich Sie jedoch mit meiner lieben Frau bekannt machen. Sie braucht nur Ihren Nahmen zu hören, so wird sie sich innig freuen, und sich bemühen, Ihnen den Aufenthalt in unserm Hause recht angenehm zu machen."

Sie traten jetzt ins Haus. W\* führte seinen Freund zu seiner Gattinn. Sie war herzlich erfreuet, den Sohn des braven Mannes kennen zu lernen, der ihrem Gatten in der größten Noth so viele Wohlthaten erwiesen hatte. W\* ging sogleich zu dem Commandanten, um ihm seine Bitte vorzutragen, die ihm auch gewährt wurde, da es dem Commandanten angenehm war, einem so allgemein geschätzten Manne, als Herr W\* war, eine Gefälligkeit erzeigen zu können. Voll Freude eilte dieser nach Hause, um die angenehme Nachricht zu überbringen.

Glodon's wenigtes Gepäcke wurde ins Haus geschafft. Ein Mahl wurde bereitet, und die besten Freunde des Hauses wurden dazu geladen. Allen wurde Glodon als der Sohn des Wohlthäters des lieben W\* vorgestellt. Man war munter und froh. Glodon erzählte, daß er nach W\*'s Abreise von Nancy in die Militär-Schule nach Brienne übergetreten, bey Ausbruch des Krieges im Regimente angestellt, und in der ersten Schlacht bey Abensberg gefangen worden sey. Er sprach von allem dem Ungemache, das er auf der Reise bis nach Pesth ausgestanden, und wie er nun von aller Hülfe entblößt sey.

„Da können wir leicht Rath schaffen,“ sagte W\*, „so lange Sie in meinem Hause sind, soll es Ihnen so wenig an etwas ermangeln, als ich in Ihres Vaters Hause Noth litt. Macht der Friede diesem blutigen Kriege ein Ende, und erhalten Sie die Erlaubniß in Ihr Vaterland zurück zu kehren, so werde ich schon für Reisegeld sorgen. Was Sie und die Ihrigen an mir

gethan, soll Ihnen reichlich wieder erstattet werden. " Ein Dienst ist ja des andern werth!

## Betrug durch Aberglaube.

---

### 1. Ein Bauer wird um sein Geld betrogen.

In dem Dorfe N\* lebt ein Bauer, der als ein fleißiger und ordentlicher Mann bekannt ist. Er hatte seit einiger Zeit manches unverschuldete Unglück erlitten: Kühe waren ihm hingefallen, Pferde räbe, Schafe räudig und Schweine krank geworden. Diese Unfälle geschahen zwar nicht alle auf einmahl; aber es verging kein Jahr, wo er nicht Schaden an seinem Vieh erlitt.

Statt die Ursache dieser Unfälle in einer fehlerhaften Wartung, in nachlässiger Pflege oder anderswo zu suchen, glaubte er, daß böse Menschen ihm diese Unfälle bereiteten, und sein Vieh behereten. Der einfältige Mann war in seiner Jugend nicht fleißig in die Schule gegangen, nicht über Ursache und Wirkung belehrt worden, und hing daher noch sehr an Aberglauben, und plagte sich mit der Furcht vor Hexen und Gespenstern.

Daher wendete er auch bey seinen kranken Hausthieren immer abergläubige Mittel, Räucherungen, Ansprechungen u. dgl. an, und versäumte, einen verständigen Thierarzt zu Rathe zu ziehen. Die Folge davon war, daß sein Vieh immer schlechter wurde, und zulezt starb.

Im Herbste 1814 sprachen bey diesem Bauer ein Reisender, dessen Weib und Tochter ein, und bathen um Nachtherberge. Aus Gutherzigkeit wurde sie ihnen zugestanden, besonders da sie nicht ganz fremd waren, und schon einmahl im Hause übernachtet hatten.

Der Bauer und dessen Weib, anerkannt gute und



dienstfertige Leute, ließen die Beherbergten auch an ihrem Nachtmahle Theil nehmen, und sprachen freundlich mit ihnen. Diese aber waren lose Landstreicher, die nur von niederträchtigem Betrüge und allerley Schelmenstreichen sich nährten.

Das Weib gab sich, wie es Zigeunerinnen machen, mit Wahrsagen, Kartenausschlagen, Heilung des behexten Viehes u. dgl. ab, und lauerte immer, um leichtgläubige Leute um ihr Geld zu prellen. Ihr Mann und ihre Tochter leisteten ihr dabey hülfreiche Hand. Sie wußte sich bey den Bauersleuten durch allerley schöne Worte einzuschmeicheln, und sie offenerzig und zutraulich zu machen. Sie hatte nicht ver säumet, sich im Dorfe sehr genau um diese Leute, bey denen sie einkehrte, um ihre Umstände und Verhältnisse zu erkundigen, und wußte daher, was für Unfälle ihrem Vieh schon seit langer Zeit her begegnet waren.

Sie lenkte das Gespräch auf die Hausthiere. Da klagten ihr nun Bauer und Bäuerinn, daß sie erst vor kurzem ein Schaf und ein Schwein durch Krankheit verloren hätten, und seit langer Zeit schon hierin unglücklich wären. Da sagte das schlaue Weib, daß sie dieses alles wohl wisse, und zählte ihnen alle Unfälle her, die sie seit mehreren Jahren erlitten hatten, und eröffnete ihnen im großen Vertrauen, nachdem sich die Diensteute entfernt hatten, daß sie das Geheimniß besäße, sie vor allem derley Unglück zu schützen.

Des andern Tages Morgens, nachdem alle Dienstbothen zur Arbeit auf das Feld gegangen waren, lockte sie geheimnißvoll den Bauer und die Bäuerinn in eine einsame Kammer, schloß Fenster und Thür zu, und versicherte feyerlich, daß alles dieses Unglück von einem Schatze herrühre, der schon Jahrhunderte lang hier im Hause verborgen liege, und von einem bösen Geiste bewacht werde. Sie gab vor, so lange der Schatz nicht gehoben wäre, würde immer aüderley Unheil durch den unseligen Geist im Hause entstehen.

Sie prophezeyete dem Bauer und der Bäuerinn, daß sie bald wieder einen Verlust an Vieh zu erleiden,

und beyde eine schwere Krankheit aufzustehen hätten, von der kaum ein Aufkommen zu hoffen wäre. Sie erklärte dabey mit feyerlicher Stimme, daß, wenn der liebe Gott dieses traurige Loos über sie verhänget hätte, sie dabey nichts helfen könne; wohl aber, wenn böse Menschen oder böse Geister ihnen wieder diesen Streich spielen wollten, daß sie wirksame Mittel dagegen hätte.

Vor allem, sagte sie, werde sie untersuchen, wenn anders der Bauer und die Bäuerinn ihr das Zutrauen schenken wollten, woher das traurige Geschick, das ihnen bevorstehe, herrühre. Sie verlangte einen Knäuel Zwirn, schnitt hiervon drey Ellen ab, und diesen Fäden wieder in kleinere Stücke. In diese Fäden machte sie Knöpfe, gab sie Beyden in die Hände, ließ sie festhalten, und befahl ihnen laut zu bethen. — So wird das heilige Gebeth von niederträchtigen Menschen zu Erreichung ihrer bösen Absicht entheiligt! — Sie behauptete, wenn die Knöpfe bey Wiedereröffnung der Hand offen wären, so sey es ausgemacht, daß böse Menschen im Spiele wären; wo nicht, so wäre alle ihre Bemühung umsonst.

Die leichtgläubigen Leute thaten, was sie verlangte, und zu ihrem größten Erstaunen sahen sie nachher wirklich die Knöpfe offen, als sie die Hand aufmachten. Die Betrügerinn hatte die Fäden verwechselt, und ihnen, ohne daß sie es bemerken konnten, solche in die Hände gegeben, an welchen keine Knöpfe waren. Durch diese List hatten aber die Bauerleute nur desto größeres Zutrauen zu ihr gewonnen, und sie konnte ihre Betrügereyen leichter fortsetzen.

Nun, sagte das schlaue Weib, sey sie ihrer Sache gewiß; sie könne alles Unglück abwenden, sie dürfe nur den verborgenen Schatz heben, wovon alles dieses Ungemach herkomme. Dazu sey ihr aber vor allem zu wissen nöthig, wie viel der Bauer an barem Gelde besitze. Der Bauer, der nichts Böses ahnete, brachte seine Geldsacke mit aller Bereitwilligkeit her, um sie ihr zu zeigen, nahm sie aber wieder zu sich.

Indessen waren die Dienstkente wieder vom Felde gekommen. Das Weib brach schnell die Unterredung ab, und that sehr geheimnißvoll, indem sie vorgab, daß ihr ganzes Bemühen fruchtlos seyn würde, wenn jemand nur eine Sylbe von dem Geheimnisse erführe.

Kaum waren aber die Dienstbothen ihrer Beschäftigung auf dem Felde wieder nachgegangen, so ging sie wieder ans Werk. Die Bäuerin mußte eine brennende Wachskerze in den Stall bringen, und der Bauer mit einer Pike bey dem Pferdestande aufhauen. Da, sagte sie, müsse der Schatz verborgen seyn, und bald würden sie auf ein Anzeichen kommen. Sie breitete ein Leintuch über die Grube, kniete sich neben derselben nieder, machte allerley Gaukeleyen, murmelte verschiedene unverständliche Worte her, that dabey sehr ängstlich, indem sie vorgab, daß sie vom bösen Geiste viel zu fürchten habe. Nun hieß sie den Bauer das Tuch wegziehen, und ein Knochen lag unter demselben. Das listige Weib hatte ihn heimlich unter das Leintuch gebracht. Sie zeigte sich darüber sehr erfreuet, und gab vor, daß es ein Bein von einem armen Sünder sey, und anzeige, daß ihr Werk gelingen, und sie zu dem verborgenen Schatz gelangen könne. Sie wickelte das Bein sorgfältig ins Leintuch, und trug es in die Kammer hinauf, wohin ihr der Bauer und die Bäuerin folgen mußten.

Jetzt begann das Meisterstück ihrer betrügerischen Kunst. Sie begehrte die Geldsäcke. Der Bauer weigerte sich; da sie aber behauptete, daß der böse Geist jetzt sein ärgstes Spiel habe, und sie alle ins Verderben bringen könne, wenn sie in der Mitte ihrer Handlung unterbrochen würde, so gehorchte der Bauer in seiner Verzagtheit, und schaffte sie herbey. Das Weib unwickelte dieselben mit Flachs, forderte Kissen, Weibswasser, Bildnisse der Heiligen, und allerley Sachen, um durch Herbeyschaffung derselben den Bauer und sein Weib auf einige Zeit von sich zu entfernen.

Bey ihrer Rückkehr wickelte sie die mit Flachs umwundenen Säcke vor ihren Augen in das Leintuch,

besprengete alles mit Weihwasser, legte die Säcke auf das Kissen, und sie mit ihm in den Kasten. In den Kasten selbst gab sie den Schlüssel zu demselben, und schlug die Thür fest zu.

Nun erklärte sie dem Bauer und der Bäuerinn mit vieler Zuversicht, daß der unter dem Pferdestalle verborgene Schatz von 15000 Gulden nach neun Tagen auf dem Kissen im Kasten sich einstellen, und die Thür des Kastens sich sodann von selbst öffnen werde. Sie versprach um diese Zeit zurück zu kommen, und ihre Belohnung für diese Dienste abzuholen, da sie jetzt durchaus nichts annehmen wolle, wenn man ihr auch eine noch so große Summe aus Erkenntlichkeit gäbe.

Mit diesen Worten ging sie fort zu ihrem Manne und ihrer Tochter in die Scheuer. Diese hatten sich bereits zur Abreise fertig gemacht, und alle eilten davon, ehe ihnen die Bauerleute ein Lebewohl sagen konnten.

Die neun Tage vergingen, ohne daß sich der Kasten, der Verheißung der klugen Frau gemäß, geöffnet hätte. Der Bauer, in der irrigen Meinung, daß dieses vielleicht doch geschehen würde, wartete noch zwey volle Tage. Endlich kam ihm die Sache verdächtig vor. Er sprengte voll Unwillen den Kasten auf, und fand sich schrecklich betrogen; statt der Geldsäcke waren ähnliche Säcke, mit Steinen gefüllt, auf dem Kissen. Die niederträchtige Betrügerinn hatte während der Zeit, als der Bauer und die Bäuerinn, um allerley Sachen zu dem Gaukelspiele herbeizuschaffen, sich entfernt hatten, die Säcke verwechselt, und jene, welche mit Geld gefüllt waren, ihrer Tochter durch das Fenster zugeworfen, die im Hofe lauerte. Der Bauer sah sich um seine ganze Barschaft, um die Summe von 910 Gulden 48 Kreuzer, hintergangen.

Der Bauer und seine Gattinn konnten sich in dem ersten Augenblicke kaum fassen, und wußten sich nicht zu rathen. Auf der einen Seite schämten sie sich ihrer Leichtgläubigkeit, und befürchteten, verlacht zu werden, wenn die Geschichte bekannt würde; auf der an-

dem Seite hofften sie doch, daß die Betrügerinn vielleicht auffindig gemacht werden könnte, wenn sie ihre schändliche That ausbreiteten. Sie machten die Anzeige bey Gericht. Man verfolgte die betrügerische Familie durch Steckbriefe, und ertappte sie. Sie gestanden ihre Schuld, und wurden nach Verdienst bestraft. Doch konnten sie dem Bauer nur einen Theil des ihm entwendeten Geldes zurückstellen, weil sie das Übrige schon verthan hatten.

Diese Geschichte hat sich im Herbst 1814 zugetragen, und warnet, losem Gesindel nicht zu trauen. Sie lehrt, wie verderblich der Aberglaube werden kann. Meine jungen Leser werden sich Glück wünschen, daß sie eines Besseren belehrt sind, und sie werden desto begieriger jede Gelegenheit ergreifen, sich über die Wirkungen und deren Ursachen in der Welt aufzuklären.

## 2. Schändlicher Betrug durch Wahrsagerey.

In dem Dorfe Schönau in Oesterreich, B. D. M. B. lebte der Bauer Klinger zufrieden mit seiner Gattinn; denn ihre Wirthschaft ging gut, und die Arbeit ihrer Hände nährte sie reichlich. Nichts würde ihrem Glücke gefehlt haben, wenn der liebe Gott ihre Ehe mit Kindern gesegnet hätte, und der einzige Wunsch und das tägliche Gebeth dieser Eheleute war, daß Gott ihnen ein Söhnchen oder eine Tochter schenken möchte.

Im Sommer 1813 sprach in ihrem Hause eine Zigeunerin ein, und erhielt von den guten Bauersleuten Brot, Mehl und Erdäpfel. Sie wollte sich dafür dankbar bezeugen, und both sich an, ihnen aus der Hand wahrzusagen. Leider ist der Aberglaube unter dem Bauernvolke in diesen Gegenden noch nicht ausgerottet. Der Bauer willigte ein, und reichte seine Hand dar.

Die Zigeunerin betrachtete sie genau, und schien plößlich so betroffen zu seyn, daß sie kein Wort vorbringen wollte. Der Bauer drang in sie, unverhoh-

len ihm zu sagen, was sie für Vorzeichen auf der Hand finde. Da entdeckte ihm das schlaue Weib, daß die quer über die flache Hand bis an den Rand derselben gezogene Linie deutlich anzeige, daß sein Lebensende nahe sey.

Der Bauer und die Bäuerinn erschrafen heftig, und konnten sich bey dieser schrecklichen Aussage gar nicht fassen. Die betrügerische Zigeunerinn benützte diese ihre Verwirrung, um ihr ganzes Zutrauen zu gewinnen, und eröffnete ihnen, daß sie aus seiner Hand auch ersehe, daß ihre Ehe kinderlos sey. Sie fing dann an, viel von ihren verborgenen Künsten zu sprechen, und daß sie Mittel wisse, den nahen Tod des Mannes zu entfernen. Wenn ihr dieses gelänge, so wollte sie auch Rath schaffen, daß ihre Ehe mit Kindern gesegnet würde. Doch ihre Kunst dürfte nur dann hinreichen, wenn beyde Eheleute das Brautkleid, welches sie am Hochzeitstage bey der priesterlichen Einsegnung getragen, noch hätten.

Dieses war noch vorhanden sammt dem wenigen Silbergeschmeide, welches sie damahls am Leibe hatten. Alles wurde eilig herbey geschafft. Nun begehrte die Betrügerinn den Schlüssel zum Kleiderkasten, und befahl dem Bauer und seiner Gattinn, in die Nebenkammer zu gehen, und dort mit gegen sie gekehrtem Rücken so lange zu bethen, bis sie ihre Zauberey vollendet hätte. Dieses geschah zu einer Stunde, wo alle Leute bey ihrer Arbeit auf dem Felde waren, und das Dorf ganz leer stand.

Nachdem die Zigeunerinn die Thür des Kastens stark zugeschlagen, und noch einige Worte hergemurmelt hatte, rief sie die beyden Eheleute zurück, und übergab ihnen den Schlüssel zum Kasten. Sie verboth, den Kasten eher als am Sonnabende nach Untergang der Sonne zu eröffnen, und sagte, daß sie nun nichts mehr zu fürchten hätten; sie werde sich an diesem Tage wieder einfinden, und den Lohn in Empfang nehmen, den sie dadurch verdient hätte, daß sie dem Manne das Leben ins hohe Alter verlängert und ihnen

beyden das Vergnügen bereitet hätte, einen Sohn und eine Tochter zu erhalten.

Der Sonnabend erschien: die Zigeunerinn kam nicht. Es vergiengen wieder mehrere Tage, und sie fand sich noch nicht ein. Da wurde dem Bauer bange, und er erzählte seinen Freunden und Verwandten diese Geschichte. Diese schöpften Verdacht, und beredeten ihn, in ihrer Gegenwart den Kasten zu eröffnen. Er that es, — und fand ihn größten Theils leer. Die Brautkleider, das wenige Silbergeschmeide, und was darin einigen Werth hatte, war entfremdet. Vermuthlich hatte die diebische Zigeunerinn alles dieses, während die beyden Eheleute in der Nebenkammer betheten, auf die Seite geschafft, zum Fenster hinaus geworfen, und war damit entwischt.

Die Betrügerinn wurde von der Obrigkeit verfolgt und auch ertappt, aber von dem Gestohlenen war wenig mehr vorfindig. — So hatte der leichtgläubige Bauer für seinen Aberglauben schwer gebüßet.

### 3. Traurige Folge der Wahrsagerey.

Ein Wagnergeselle, der leider über Ursache und Wirkung in seiner Jugend nicht gut belehrt worden war, und daher noch fest an Wahrsagerey und Hexerey glaubte, wollte gern sein künftiges Schicksal wissen, und wendete sich an eine Zigeunerinn, welche ihm dasselbe gegen gute Bezahlung vorherzusagen sollte.

Diese prophezeeyhete ihm aus der flachen Hand, daß er einst bey einem Meister, der Witwer seyn würde, in Arbeit kommen, daß ihm dieser seine Tochter sammt der Meisterstelle geben, und daß er, so arm er jetzt wäre, ein sehr wohlhabender Mann werden würde. Doch verboth sie ihm, Arbeit bey so einem Meister ängstlich zu suchen; daß Glück würde ihm schon von selbst kommen.

Diese schöne Zukunft beschäftigte den Gesellen, der von armen Altern und ganz mittellos war, meh-

rere Jahre hindurch, und er bauete fest darauf, daß ihm einst dieses Glück blühen würde; doch vermied er sorgfältig, absichtlich Arbeit bey einem Meister, der Witwer wäre und eine Tochter hätte, zu suchen, damit nicht hierdurch die frohe Aussicht auf die Meisterstelle vereitelt würde.

Im Jahre 1814 hohlte ihn der Wagnermeister in Langen = E\* von der Herberge in Wien zur Arbeit. Wie erfreut war der Geselle, als er fand, daß sein Meister ein Witwer war, und Tochter hatte. Nun hielt er schon die Wahrsagung der Zigeunerinn für halb erfüllt, und dachte Tag und Nacht nichts anders, als daß hier der Ort sey, wo er zu seinem Glück gelangen würde. Vor allem suchte er sich die Zuneigung des Meisters durch Fleiß und gutes Betragen zu erwerben, und dieses gelang ihm; denn der Meister lobte an ihm einen braven Gesellen, mit dem er ganz zufrieden war.

Als der Geselle zwey Jahre beym Meister gearbeitet und bemerkt hatte, daß dieser ihm wohl geneigt wäre, meinte er, daß es Zeit sey, der Prophezehung gemäß um die Tochter und Meisterstelle bey ihm anzuhalten. Aber wie sehr fand er sich in seiner frohen Erwartung getäuscht, als ihm der Meister in kurzen Worten und alles Ernstes sagte, daß es ihm, da er noch ein rüstiger Mann in besten Jahren wäre, gar nicht in den Sinn kommen könne, seine Meisterstelle unter was immer für Umständen weder an eine seiner Töchter, noch an jemanden andern abzutreten, und daß sich der Geselle gar nie Hoffnung machen dürfe, dieselbe zu erhalten, da der Meister auch einen Sohn habe, der in einigen Jahren heran wachsen, und im Stande seyn würde, nach des Meisters Tod die Meisterstelle zu übernehmen.

Das war ein Donnerschlag für den Gesellen, der schon Jahre lang von nichts als von der Tochter und der Meisterstelle geträumt hatte. Sich auf einmahl um alle die schöne Hoffnung gebracht zu sehen, das war zu unerwartet und zu schmerzlich für ihn. Er schlich wochenlang traurig und niedergeschlagen herum, versiel



in eine Schwermuth, und wurde zuletzt wahnsinnig. Anfangs October 1816 hat man ihn ins Irrenhaus nach Wien gebracht. Ich weiß nicht, ob er vom Wahnsinne schon geheilt worden ist. — Wer wird nach so traurigen Beyspielen noch den betrüglischen Wahrsagungen der Zigeunerinnen, Kartenausschlagenerinnen u. s. w. Glauben bey messen? — —

#### 4. Die grausamen Schatzgraber.

Ein liederlicher Mensch, der aber noch fest an verborgene Schätze und Zaubereyen glaubte, beredete drey Einwohner von Comiso im südlichen Theile von Sicilien, daß in einer Dorfkirche ein Schatz, der Jahrhunderte schon in der Erde vergraben liege, zu erheben sey, durch welchen sie alle zu großen Reichthümern gelangen würden. Leider ist das gemeine Volk in Italien abergläubiger als irgend wo, und der Schatzgraber wußte diese drey Männer durch seine Grosssprecherereyen so für seine Unternehmung zu gewinnen, daß sie ihm allen Beystand versprachen, und alles herbey zu schaffen sich erbothen, was er nur immer brauche.

Nachdem sie Geld und Geldeswerth zu ihrem verbrecherischen Werke zusammen gebracht hatten, erklärte der Schatzgraber, daß er den Schatz nur zu Tage fördern konnte, wenn an der Stelle, wo der Schatz liegt, ein Menschenopfer den unterirdischen Geistern geschlachtet würde.

Auch zu dieser unmenschlichen That willigten die albernern Bösewichter ein. Sie ergriffen am 21. August 1817 einen sechsjährigen Knaben, und führten ihn unter allerley Schmeicheleyn an den verhängnißvollen Ort. Dort schlachteten die Unmenschen das unschuldige Kind unter allen möglichen Ceremonien, welche sie zu dem glücklichen Ausgange ihres gottlosen Vorhabens für ersprießlich erachteten. Die Bösewichte fanden keinen Schatz an der mit unschuldigem Blute bespritzten Stelle; zu spät sahen sie ihr Verbrechen ein; aber die

verdiente Strafe ereilte sie, sie büßten ihre Gräueltbat mit dem Tode durch des Scharfrichters Hand. Sehet Kinder, zu welchen Verbrechen Aberglaube und schändliche Gewinnssucht verleiten können! Danket Gott, daß ihr hierin eines Besseren belehret worden seyd!

### Wunderbare Täuschung im Traume.

Herr S\* kam während seines Aufenthaltes in Wien, eines Abends nach Hause, und legte sich ruhig schlafen. Als er nach Mitternacht erwachte, fühlte er einen eiskalten Arm neben sich, und der Gedanke, daß er einen neben sich liegenden Todten ergriffen habe, schauderte durch seine Seele. Er springt aus dem Bette, der Arm folgt ihm willig; er thut einen Satz ans Fenster, um den dort lehrenden Säbel zu ziehen, und schleudert mit aller Macht den kalten Arm von sich weg, indem er den Säbel zog, um darauf zu hauen. Durch diesen gewaltsamen Riß fühlte er plötzlich einen Schmerz in dem andern Arme, mit welchem er nicht gezogen hatte, und siehe, der gefürchtete Todtenarm ist sein eigener, der durch die gedrückte Lage eingeschlafen und eiskalt geworden war.

Diese Thatsache lehrt, wie leicht man im Taumel des Schlafes getäuscht werden kann, und wie sehr man sich hüten müsse, Täuschung für Wahrheit zu nehmen. Durch Täuschung der Sinne bey der Nacht, lassen sich die meisten Geistergeschichten erklären. Man glaubt mit Augen zu sehen, was wirklich nicht da ist, und die Phantasie spiegelt uns verschiedene Gestalten vor, die wir wirklich gesehen zu haben behaupten. Auf eine traurige Art wurde einst mein Freund, der selige Pfarrer in K\* getäuscht. Auch er fand neben sich im Bette eine eiskalte Hand. Er wollte aus dem Bette springen, aber er konnte sich nicht heben. Seine Angst vermehrte sich, bis er endlich zum klaren Bewußtseyn kam, und fand, daß die eiskalte Hand seine eigene sey,

und alle Empfindungen verloren habe. Der Arme war während des Schlafes auf der linken Seite vom Schlafe berührt worden.

## Menschenrettung.

---

Welcher Gedanke kann beseligender seyn, als einem Menschen das Leben gerettet zu haben? Und kann man wohl seinem Nebenmenschen einen größeren Dienst erweisen, als ihm das Leben, das kostbarste der Erdengüter, zu erhalten? Geschieht dieser Dienst mit Gefahr des eigenen Lebens, so muß man den Muth, die Seelengröße und Menschenliebe des Retters bewundern. Von solchen edlen Menschenfreunden will ich einige Beispiele anführen, die sich in den letzten Jahren zugetragen haben.

1. Der Gastwirth Krompholz rettet mehrere Menschen aus Wassergefahr.

Am 24. März 1814 Nachmittag um zwey Uhr brach die Eisdecke auf dem Elbe-Strome in der Gegend von Leutmeritz in Böhmen. Das Wasser schwellte sich, überstieg die Ufer, und hob alle Verbindung der Stadt mit der Festung Heresien-Stadt auf. Dieses Ereigniß lockte viele Neugierige aus Leutmeritz theils in die Nähe des Stromes, theils auf die Brücke, für welche man gar nichts fürchtete, da das Eis ohne bedeutenden Schaden vorüber zu gehen schien.

Doch, ohne daß man sich versch, häufte sich das Eis an der Brücke, das Wasser stieg immer höher, und gegen sechs Uhr Abends stürzten plötzlich drey steinerne Pfeiler der Brücke, von den anprellenden Eisschollen erschüttert, mit großem Krachen zusammen.

Alle Menschen, die auf der Brücke standen, (ihre Zahl läßt sich nicht bestimmen, aber sie war groß), fanden in den Fluthen ohne Rettung den Tod. Durch die Last der Brücke, welche in den Strom gesunken war, wurde das Wasser noch mehr aus den Ufern gedrängt, und verbreitete sich durch alle Tiefen rund herum. Dadurch wurden bey 200 Menschen, die neugierig diesem schrecklichen Schauspiele zusahen, auch von Leutmeriz abgeschnitten. Das Wasser stieg immer höher; diese flüchteten sich an den erhabensten Platz, der nur als der einzige Punet aus dem unübersehbaren Wasserpiegel hervorragte. Hier wurden sie immer enger zusammen gedrängt, je höher das Wasser anschwoh, und sie sahen den augenscheinlichen Tod vor Augen, wenn man ihnen nicht zu Hülfe käme.

Vergebens suchte der Hauptmann Angermayr, der sich unter dieser Zahl befand, mit dem Hauptmanne Strach, in seinem Wagen durch die Fluthen zu entkommen. Allein der Wagen stürzte, Strach ertrauf, und Angermayer hielt sich an ein Pferd fest, welches durchschwamm, und ihn ans Ufer schleppte. So entrann er mit vieler Gefahr dem Tode. Durch diesen erfuhr man in Theresienstadt das Schicksal der vom Strome Umgebenen, und die Gefahr, in der sie schwebten. Man traf so gleich die schleunigsten Anstalten zur Rettung derselben. Aber der brave Leutmerizer Bürger und Gastwirth Krompholz war allen im edlen Rettungsgeschäfte zuvor gekommen. Auf die erste Nachricht von der Gefahr seiner Nebenmenschen hatte er einige Wenige durch Wort und Beyspiel ermuntert, ihn zu unterstützen; und mit diesen wackeren Männern hatte er es gewagt, in einem Rachen durch Eißschollen und Fluthen zu den bedängstigsten Menschen hinzuschiffen. Er nahm so viele, als der Rachen fassen konnte, auf, und brachte sie glücklich an einen sichern Ort. Er wiederholte diese Fahrt mehrmals; durch sein Beyspiel ermuntert, waren auch Schiffer nach dem Orte der Gefahr hingeschiffet, und so wurden

alle, die sich in Wassernoth befanden, von diesen entschlossenen Männern gerettet.

Was für nützliche Lehren wollet ihr, liebe Kinder, aus dieser Rettungsgeschichte ziehen? Was war die Veranlassung, daß so viele Menschen durch den Einsturz der Brücke den Tod fanden, daß so viele vom Wasser umgeben, in große Gefahr kamen? Die Neugierde war es, welche auch Kinder so oft dahin locket, wo sich Erwachsene wegen was immer für eines neuen Ereignisses versammeln, wo Gedränge entsteht, und wo man leicht Schaden nehmen kann. Erwachsene können bey derley Gelegenheiten nicht vorsichtig genug seyn, wie viel mehr müssen Kinder sich davon entfernt halten. — Wie gefällt euch der Gastwirth Krompholz? Seht, was ein entschlossener, muthvoller Mann, von Menschenliebe befeelt, bewirken kann!

## 2. Ein Soldat rettet ein Frauenzimmer.

Eine Abtheilung von dem zu Mainz als Besatzung gelegenen Osterreichischen Infanterie-Regimente Jordis marschirte am 19. September 1814 durch das Münsterthor auf den Exercier-Platz. In diesem Augenblicke stürzte ein Frauenzimmer von dem sehr hohen Walle der Festung herab in den breiten Wallgraben, der hoch mit Wasser gefüllt war.

Der Hauptmann, welcher die Abtheilung Osterreichischer anführte, sieht es, läßt sogleich Halt machen, und fordert seine Leute auf, die Unglückliche zu retten. Niemand will hervortreten; der Hauptmann wirft seinen Säbel von sich, und sagt: „Wenn niemand die Verunglückte retten will, so stürze ich mich, obwohl des Schwimmens unkündig, ins Wasser; Gott und die gute Absicht werden mir Geschicklichkeit und Kräfte geben!“

In diesem Augenblicke aber tritt ein Gemeiner hervor, wirft Tornister, Gewehr und Bajonett-Meinen von sich, springt ins Wasser, schwimmt nach der

Unglücklichen, und erhascht sie bey'm Kopfe. Er klammert sich an der Mauer des Walles fest, bis andere Leute mit einem Kahne herbey eilten, worein sie die Verunglückte legen. Aber dieses kleine Fahrzeug schlug auf eine Seite, wie man das Frauenzimmer aus dem Wasser in dasselbe zog, und einer von denen, die retten wollten, fiel hinaus. Auch diesen hehlte der wackere Soldat glücklich aus dem Wasser, und so kamen alle ans Land.

Man suchte nun das Frauenzimmer wieder von der Betäubung zu sich zu bringen, welches auch gelang; unterdessen marschirten die Oesterreicher zum Exercieren weiter, und der edle Ketter ging mit seiner durchnästen Kleidung nach Hause. Unter dem Thore begegnete ihm ein Preussischer Staabs-Officier, der von der schönen That gehört hatte, und both ihm ein Goldstück an. Er wollt es durchaus nicht annehmen, und ließ sich nur durch vieles Bitten dazu bewegen. Als man ihn fragte, warum er nicht gleich hervor getreten wäre, um die Unglückliche zu retten, sagte er: er habe schon zwey Menschen aus den Wasserfluthen gezogen, wäre aber bey dem letzten, den er gerettet, selbst in große Lebensgefahr gekommen, weil sich dieser zu fest an ihn angeklammert, und ihn dadurch verhindert hätte, in freyer Bewegung zu schwimmen. Dessen ungeachtet ließ er sich nicht abhalten, auch diese That glücklich zu vollenden.

Der Ober-Bürgermeister der Stadt hat sich so gleich nach dem Nahmen des edlen Ketters erkundiget, und ihn nach Verdienst belohnt. Sein größter Lohn wird aber immer das Bewußtseyn bleiben: *W i e r* Menschen das Leben gerettet zu haben.

Wer sollte diesen wackern Mann nicht lieb gewinnen? Ehre und Achtung gebührt auch dem Hauptmanne, der so menschenfreundlich zur Rettung ermunterte. Wie nützlich war es, daß der Ketter schwimmen konnte! Wer erkennt nicht den großen Nutzen, den die in Wien und Prag errichteten Schwimmschulen stiften werden?

## 3. Ein Holzwächter rettet einen Handwerksburschen.

Ein Handwerksbursche in Wien hatte sich an einem Sonntage Vormittags, es war am 27. November 1814, in einem Wirthshause sehr gütlich gethan, und um ein gutes Glas Wein zu viel getrunken, daß ihm der Kopf wirbelte, und die Knie wankten. Ist so ein Betragen wohl der Feyer des Sonntags angemessen? — So berauscht, schlenderte der Trunkenbold am Ufer der Donau in die Gegend der Spitalau. Der Kopf bekam das Übergewicht, und er stürzte ins Wasser. Das kalte Bad hatte ihm einige Besinnung wieder gegeben; er wurde einige Klafter weit vom Wasser getragen bis zu den in der dortigen Gegend angebrachten Uferbeschlägen, wo er sich an einem Beschlagstocke noch fest hielt.

In dem Augenblicke, als er in Gefahr stand, in das Wasser wieder zurück zu fallen, und von demselben fortgerissen zu werden, eilte der in der Au wohnende Holzwächter herbey, sprang in einen Rachen, fuhr auf den Unglücklichen zu, zog ihn in den Kahn, und rettete ihn glücklich aus der Lebensgefahr.

Wodurch war der Handwerksbursche in dieses Unglück gerathen? Hätte er mit einem mäßigen Frühstück vorlieb genommen, wäre er wohl in die Donau gestürzt? Was für eine häßliche Sache ist es um das Vollsaufen, und welchen Gefahren setzten sich Trunkenbolde aus! Wie gefällt euch der Holzwächter?

## 4. Eine Weibsperson wird vom Tode gerettet.

Am 8. April 1815 stürzte eine Weibsperson unweit der Spitalau bey Wien in den Donau-Canal. Als die Unglückliche schon mehrere hundert Schritte vom Wasser fortgetragen war, entdeckte sie der in der Nähe befindliche Holzwächter, auf dessen Ruf ein Schiffsknecht und drey Holzscheiber herbey eil-

ten, welche eilig einen Kahn abhästeten, damit in die Mitte der Donau nachfahren, die Unglückliche glücklich erreichten, und an's Land brachten. Sie war schon ganz ohne Bewußtseyn und scheidt. Aber hier zeigte sich wieder der bewährte Nutzen der Rettungsanstalten für Scheintodte in Wien. Der herbeugerufene Arzt machte augenblicklich und durch längere Zeit ohne Unterlaß Versuche, sie zum Leben zurück zu bringen. Sie gelangen; die verunglückte Weibsperson kam wieder zum Bewußtseyn, und erhohlte sich so weit, daß sie von dem Orte weggebracht, und bis zur gänzlichen Genesung gepflegt werden konnte. Dank den Rettern, die sie aus dem Wasser gezogen, Dank dem Arzte, der sie durch fortgesetzte Rettungsversuche wieder ins Leben gebracht hat! Das Bewußtseyn der schönen That wird allen diesen der süßeste Lohn seyn! Dank aber gebührt auch der Oesterreichischen Staatsverwaltung, die durch Errichtung der Rettungsanstalten wohlthätig für die Verunglückten gesorgt hat.

### Folge des Eigensinnes.

Eigensinn zeigen Leute, welche wollen, daß alles nach ihrem Willen geschehe; sie beharren hartnäckig bey ihren Meinungen und Entschliefungen, wenn man ihnen auch noch so vernünftige Vorstellungen macht; sie fügen sich nie nach dem Willen anderer, wenn es auch vernünftiger und ihnen nützlicher wäre; sie gerathen gleich in üble Laune, und wollen es erzwingen, daß alles nach ihrem Kopfe gehe. Durch den Eigensinn, der nie vernünftigen Vorstellungen Gehör gibt, auf guten Rath nicht achtet, entsteht gar leicht Streit und Zank, oft auch Schlägerey. Der Eigensinnige schadet sich gewöhnlich selbst, indem er nur seinem eigenen Willen folgt, und das Nützlichere unterläßt, was andere wollen, und ihm rathen. Die Leute scheuen ihn auch, wollen nicht gern mit ihm umgehen, weil sie



immer befürchten müssen, daß sie ihm etwas nicht nach seinem Sinne reden und machen, wodurch sie leicht mit ihm in Zwietracht und Zank gerathen können.

Kinder hütet euch vor dem Eigensinne, zu dem viele aus euch so sehr geneigt sind; gebet nach, wo es vernünftiger ist, nach fremdem Willen zu handeln. Machtet es nicht wie jene zwey Knechte, die in der Vorstadt Maßleinsdorf am 9. März 1815 mit ihren Wagen einander begegneten. Einer führte Bier, der andere Holz. Beyde Wagen waren schwer beladen. Beyde fuhren in dem nämlichen Geleise einander entgegen. Der angenommenen Regel nach muß der leere oder gering beladene Wagen dem schwereren Fuhrwerke ausweichen. Doch beyde Wagen führten eine gleich schwere Last, und keiner der beyden eigensinnigen Knechte wollte ausweichen. Erst da die Pferde fast an einander stießen, wichen sie unter Zank und Fluch aus dem Geleise, fuhren aber so nahe neben einander vorbei, daß der Knecht des Bierwagens, der nebenher ging, zwischen beyde Wagen eingeeengt, vom vorderen Rade seines Wagens am Mantel ergriffen, niedgerissen und überfahren wurde. Der rechte Oberarm war jämmerlich zerquetscht. Das hatte er von seinem Eigensinne.

Kinder, was denkt ihr von den beyden Knechten? War es recht, daß jeder eigensinnig den Weg behaupten und dem andern nicht ausweichen wollte? Was thut der Vernünftigere? Merkt euch das Sprichwort: Der Klügere gibt nach!

## Mutterliebe.

Kein Gefühl ist stärker als die Liebe, mit welcher Ältern und besonders die Mütter an ihren Kindern hängen, und mit welcher sie ihnen alles Unangenehme zu verschaffen und sie vor aller Gefahr zu bewahren suchen. Die guten Ältern vergessen auf sich selbst, sie dulden

Entbehrungen aller Art, sie setzen selbst ihr Leben in Gefahr, wenn es das Wohl ihrer Kinder betrifft. Ist es nicht billig, daß die Kinder ihren Altern eine solche gränzenlose Liebe, von der sie täglich, ja stündlich so viele Beweise erhalten, durch gleiche Gegenliebe, durch Gehorsam, und durch ein unermüdetes Bestreben, ihnen in Allem wohlgefällig zu seyn, dankbar vergelten. Hier folgt ein Beyspiel der Liebe einer Mutter gegen ihr Kind. Im October 1816 war eine Bauersfrau, Namens Marsaleau, in der Gegend von Aubusson in Frankreich, auf dem Felde beschäftigt, Erdäpfel aus der Erde zu nehmen. Sie hatte ihr siebenjähriges Kind bey sich, welches in einiger Entfernung von ihr die Erdäpfel in die Säcke gab.

Wie sich die Mutter nach dem Kinde umsah, erblickte sie zwey Wölfe, welche mit gierigem Rachen auf das wehrlose Kind zuliefen, um es zu ergreifen und zu zerfleischen. Da stürzte die Mutter, uneingedenk der eigenen Gefahr, den Bestien entgegen, ergriff in Angst und Schrecken einen großen Stein, warf ihn unter gräßlichem Geschrey auf den Wolf, welcher der nächste bey dem Kinde war, und traf ihn so glücklich auf den Kopf, daß er niederstürzte. Der andere Wolf wagte keinen Angriff mehr, er nahm die Flucht, und kam dem Vater, der auf das Angstgeschrey der Mutter von dem andern Ende des Ackers, mit einem Prügel bewaffnet, herbygelaufen war, entgegen. Dieser versetzte ihm einen so gewaltigen Schlag, daß er betäubt zur Erde fiel, worauf er ihn vollends todt schlug. Auch der andere Wolf, welcher den Steinwurf bekommen hatte, konnte nicht mehr von der Stelle, und wurde getödtet. So hatte die heldenmüthige Entschlossenheit der Mutter und des Vaters das Kind von dem gräßlichsten Tode befreuet. Doch die Angst und der Schrecken bey der großen Gefahr hatten die Mutter so angegriffen, daß ihre Verstandeskkräfte zerrüttet wurden. Sie verfiel in einen Wahnsinn, in welchem sie einige Wochen darnach starb.

## Hänget euch an keine Wagen an.

**M**uthwillige Knaben haben die böse Gewohnheit, daß sie sich hinten an Wagen und Schlitten anhängen, sich hinten auf die Kutschen hinaufstellen oder setzen. Sie bedenken nicht, was für ein gefährliches Wagestück sie unternehmen, und wie leicht sie in Schaden kommen können. Lasset euch, liebe Freunde, folgende Unglücksgeschichten zur Warnung dienen, daß ihr nicht in eurem Leichtsinne etwas Ähnliches unternehmet.

### 1. Ein Schuster-Lehrjunge wird von einem Wagen mitfort geschleppt.

Ein Schuster-Lehrjunge trug in einer Bütte Stiefelhölzer, (es war Anfangs May 1815), in Wien von der Vorstadt in die Stadt. Die Last mochte ihm unbequem gewesen seyn. Ein Fiaker fuhr vorüber, und ließ seine Pferde unter dem Stadthore langsam gehen. Da war der Junge gleich hinten oben auf dem Wagen, und freute sich, daß er desto geschwinder in die Bude seines Meisters komme. Schon rollte der Wagen auf dem Kohlmarke; aber der Schatten des Jungen verrieth dem Kutscher, daß jemand hinten oben stehe. Dieser hieb mit der Peitsche gewaltig zurück, und traf den Jungen derb ins Gesicht.

Der Lehrjunge wollte nun eilig herabsteigen, versuchte aber, durch die Bürde auf dem Rücken aus dem Gleichgewichte gebracht, den Antritt, kam mit dem Fuße in denselben hinein, stürzte zu Boden, wurde auf dem Steinpflaster eine Strecke von dem Wagen mitfort geschleppt, und jämmerlich am Kopfe verwundet. Auch der Fuß war erbärmlich gequetscht. Hätte auf das Rufen der Leute der Wagen nicht still gehalten, so würde der Junge noch größeren Schaden genommen, vielleicht sein Leben eingebüßet haben.

Lobnte es sich wohl der Mühe, um kürzere Zeit die Last auf dem Rücken zu haben, ein so gefährliches Wagestück zu unternehmen? Wird den Lehrjungen noch jemahls die Lust angewandelt haben, sich auf einen Wagen hinaufzuschwingen? Was lernet ihr, junge Freunde aus dieser Unglücks Geschichte?

2. Ein Handwerksbursche stürzt von einem Wagen.

Ein Handwerksbursche, der in Wien in Arbeit stand, hatte im Junius 1814 zu Jedlersdorf am Spitz im Wirthshause tüchtig gezecht, und er trat des Abends den Rückweg zu seinem Meister an. Das Gehen wollte ihm nicht behagen; der Kopf war zu schwer, und auch die Füße wankten. Eine Kutsche rollte im raschen Fluge vorüber. Er lief derselben nach, und auf der ersten Donau-Brücke, wo dieselbe langsam fahren mußte, gelang es ihm, sich hinten auf dieselbe hinauf zu schwingen. So fuhr er, hinten auf der Kutsche sitzend, eine gute Strecke Weges mit fort. Der Schlaf, welcher Berauschte so leicht anwandelt, übermaunte ihn, und er schlief ein. Auf einmahl gab der Kutscher den Pferden einen starken Hieb, sie zogen rasch an, der schlafende Handwerksbursche, der ohnedieß mit dem Kopfe immer vorwärts nickte, stürzte hinab, fiel mit der Brust hart auf einen Stein auf, und beschädigte sich so sehr, daß er augenblicklich Blut ausspie, und ohnmächtig dahin sank. So lag er einige Zeit da, bis nachkommende Reisende ihn mitten auf der Straße im Blute schwimmend fanden. Mit samaritanischer Nächstenliebe brachten sie ihn in das Spital der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt in Wien. Er wurde freundschaftlich aufgenommen, und mit aller ärztlichen Hülfe gepflegt. Aber er hatte sich durch den Fall Blutgefäße beschädiget; er starb nach einigen Wochen, innerhalb welchen er schrecklich Blut ausspie.

Werdet ihr euch, muthwillige Knaben, noch einmal hinten auf die Wagen hinauffsetzen? War dieser Handwerksbursche nicht schwer bestraft für seine Unbesonnenheit? Würde er wohl so unbesonnen gehandelt haben, wenn er nüchtern gewesen wäre? Der Betrunkene ist nie seiner ganz mächtig; hütet euch vor Trunkenheit!

### 3. Ein Tischler = Lehrjunge verunglückt.

Tischler =, Schläffer =, Töpfer = Lehrjungen und andere, welche Karren mit Lasten ziehen müssen, haben die Gewohnheit, daß sie an langsam fahrende Wagen heimlich hinten ihre Karren anhängen, damit diese von dem Wagen mit fort gezogen werden. Wie viele haben schon durch tüchtige Peitschenhiebe von den Knechten diesen ihren Muthwillen gebüßet: und wenn auch eine solche eigenmächtige Züchtigung lieblos ist, so haben doch auch diese Bursche kein Recht, ohne Erlaubniß fremden Zugthieren ihre Last aufzubürden.

Zwey Tischler = Lehrjungen zogen im April 1815 in Wien auf dem Kagensteige über den gähnen Abhang ihren mit schweren Kästen beladenen Karren mühsam hinauf. Sie hohlten einen Wagen, der zwey Klafter Holz führte, ein, und befestigten das Zugband des Karrens hinten an demselben. Nun gieng für sie viel leichter aufwärts, da die Pferde die Last des Karrens mit fortzogen, die sich aber gewaltig anstremmten, weil sie Berg an und noch viel schwerer zu ziehen hatten. Ein Pferd glitschte auf dem schlüpfrigen Wege aus, der Wagen rollte etwas zurück, und die hintere Wagenstange stieß einem Lehrjungen so gewaltig auf die Brust, daß er zusammen stürzte, und Blut zu spehen anfang. Er hatte großen Schaden an der Brust gelitten, von dem er nur mit vieler Mühe durch die Geschicklichkeit der Arzte hergestellt werden konnte. Doch ist er nicht ganz geheilt, und sein Bruststübel macht ihn zu jeder schweren Arbeit unfähig.

Wird dieser Junge nicht tausendmahl bereuen, daß er die Mühe des Hinaufziehens des Karrens gescheuet, und sich eben dadurch lebenslänglich unglücklich gemacht hat? Wie wird sein Unglück dem andern Jungen zur Warnung dienen!

### Ein muthwilliger und verderblicher Scherz.

In den Vorstädten Wiens gibt es Hütten und Buden, in welchen Schweinsbraten, Würste u. dgl. gekocht, und um einen geringen Preis verkauft werden. Immer steht in denselben ein großer Kessel oder eine Bratschüssel über dem Kohlfeuer mit Fett, in welchem diese Eßwaren kochen, und es fehlt nicht, daß Gäste, Tagelöhner, Packträger, ärmere Reisende, Lohnkutscher u. dgl. sich dabey einfänden, um die Hütte sich herumstellen, und die saftigen Bissen mit gutem Appetite verzehren. Da gibt es nun auch Buben, welche mit lusternem Munde den schmazenden Eßern jeden Brocken vom Mäule absehen, und sich glücklich schätzen, wenn ihr trockenes Brot nur mit einem Bißchen Fett geschmalzet würde. Sie wagen sich oft zu der schmiegigen Frau, welche die Bratschüssel besorgt, und bitten sie, nur ein Paar Tropfen auf ihr Stückchen Brot träufeln zu lassen, welche oft gutherzig ihnen die Bitte gewährt, oft aber auch mit dem großen hölzernen Kochlöffel ihre Zudringlichkeit abwehrt. Daß sich die losen Buben durch diese Waffe nicht leicht vertreiben lassen, bald im Ernste, bald im Scherze ihre zudringlichen Bitten unaufhörlich wiederhohlen, oft heimlich an die Schüssel sich hinschleichen, ihr Brot mit Gewalt eintunken; bey gelungenem Wagestücke die schwellende Frau verlachen, und sie auf alle Art necken, habe ich leider selbst gesehen, und bedauert, daß so manche Kinder armer Altern müßig auf der Gasse her-

umlaufen, und durch Langweile zu allerley Muthwillen und Bubenstreichen verleitet werden.

Arger als jemahls trieben vier Buben ihre Neckereyen mit einem fünfzehnjährigen Mädchen, das in der Vorstadt Wieden in Wien ihrer Mutter das Geschäft bey der vollen Bratschüssel besorgte. Wenn ein Bube sein Stück Brot listiger Weise in das Fett getaucht hatte, so lachten die andern aus vollem Halse, und warteten wieder den Augenblick ab, bis ein Zweyter sich schalkhaft hinschleichen, und zu der Schüssel langen konnte. Das Mädchen wurde obendrein verhöhnt, und auf alle Art zum Zorne gereizt.

Sie wollte sich Ruhe schaffen; sie that es, aber leider, auf eine sehr unbesonnene Art. Als sich die Knaben wieder näherten, schöpfte sie einen vollen Löffel siedendes Fett aus der Schüssel, und goß es über die Buben hin. Alle wurden mehr oder weniger getroffen, einer aber sehr übel zugerichtet. Die Ladung ging ihm ins Gesicht, verbrannte ihm die Haut, und beschädigte ihn auf einem Auge so sehr, daß er auf demselben blind wurde. Auch das andere Auge hatte Schaden gelitten.

Was lernt ihr, liebe Kinder aus dieser Geschichte, die sich im Junius 1815 in Wien zugetragen hat? Gefällt euch das Betragen der Buben? Ist es wohl recht, heimlich wegzunaschen, und noch obendrein jene zu verlachen, die man hintergangen hat? Hat aber auch das Mädchen vernünftig gehandelt? Hätte es kein anderes Mittel finden können, sich Ruhe vor den Buben zu verschaffen? Ist es nicht sehr sträflich, so unbesonnen andere zu beschädigen? Sehet, zu was der Müßiggang die Buben, und zu was der Zorn das Mädchen verleitet hat. Hüthet euch vor beyden!

### Verzeihung ist schöner als Rache.

Die Höckerweiber in Wien, welche Obst, Zugemüse, Kastanien u. dgl. verkaufen, haben den Ruf, daß sie

roh, zänktlich und rachgierig sind. Die geringste Beleidigung rächen sie auf eine lärmende Art durch einen Schwall der unflätigsten Schimpf- und Fluchwörter, und nicht selten schlagen sie mit der Hand darein. Der Klügere vermeidet jede Veranlassung, mit ihnen in Zank zu gerathen, und hat Mitleiden mit ihnen, daß sie in solcher Rohheit und Ungezogenheit aufgewachsen sind; aber desto öfter geschieht es, daß sie unter sich in Zank und Streit gerathen, wo sie wüthend über einander herfallen, und nicht selten mit Haarrissen und Faustschlägen den Zank enden. Ich rathe euch, liebe Freunde, wenn ihr durch Zufall zu so einem Austritte kommt, euch gleich davon zu entfernen. Eure Ohren werden verunreiniget durch alle die ungeziemenden Worte, welche sie in ihrem Zorne austossen; bedauert die Unglücklichen, die sich nicht selbst beherrschen, ihrer Leidenschaft und ihrer Zunge nicht gebiethen können. Ahmet nicht jene muthwilligen Buben nach, die durch allerley Neckereyen den Zorn der Weiber reizen, und sich dann durch die Flucht retten, wenn diese am wüthendsten sind. Daß man nicht leicht unbeleidigt von denselben davon kommt, lehrt nachfolgende Thatsache.

Eine Frau hatte im November 1814 bey so einem Höckerweibe Obst gekauft. Diese gab ihr betrüglicher Weise gefaulte Äpfel unter die guten. Die Frau legte sie zurück, und wollte sie gegen unverdorbene austauschen. Daß ließ nun das Höckerweib nicht angehen; aber die Frau bestand darauf, entweder ihr Geld oder gute Waare für dasselbe zu haben. Es entspann sich ein Zank, durch welchen das Weib ganz erboßt wurde, und sich so weit vergaß, daß sie der Frau, ohne daß diese sich versah, eine derbe Ohrfeige gab. Hätte diese Gleiches mit Gleichem vergolten, welcher Kaufhandel wäre entstanden?

Die gekränkte Frau war klüger, und suchte bey der Polizeywache Schutz gegen die Beleidigungen des ergrimnten Höckerweibes. Man brachte die Obstverkäuferinn vor Gericht, und es wurde ihr eine derbe Züchtigung als gerechte Strafe ihres unbändigen und



jornmüthigen Betragens zuerkant. Aber eben als die böse Frau bestraft werden sollte, hatte ihr die Beleidigte schon ganz verziehen, und bath für sie um Nachsicht der Strafe, weil die Thäterinn Mutter eines säugenden Kindes war, und erwirkte durch ihr edles und verfühnlisches Benehmen Milderung der verdienten Strafe.

Welch eine schöne Lehre gab euch, liebe Freunde, diese gute Frau! Gehet hin und thut desgleichen.

### Edelmüthige Wohlthätigkeit.

Bei dem Rückmarsche von dem siegreichen Feldzuge im Jahre 1814 kam das k. k. Infanterie-Regiment Chasteler in dem Städtchen F\* ins Quartier, und mehrere Soldaten fanden sich des Abends in dem Wirthshause ein. Da kam der Wirth im Gespräche mit seinen Gästen auf eine arme Familie des Ortes zu reden, welche durch die Kriegsumstände und allerley unverschuldete Unglücksfälle sehr weit herabgekommen war, und nun in größter Armuth schmachtete. Er erzählte, daß sie von mehreren Leuten Geld ausgeborgt, und auch ihm 58 Gulden schuldig sey, welche Summe sie schwer werde zurückbezahlen können. „Jedermann hat bey diesen schweren Zeiten sein Geld nöthig,“ setzte der Wirth hinzu, „ich werde Gewalt brauchen, und ihr gerichtlich die Hauseinrichtung verpfänden lassen, um nur etwas zu erhalten; sonst käme mir ein anderer zuvor, und ich würde mit der leeren Nase abziehen müssen.“ Die Gäste fanden dieses Verfahren hart; der Wirth aber, ein geiziger und hartherziger Mann, widersprach ihnen mit der Bemerkung, daß man bey den jezigen schweren Zeiten auf jeden Häller sehen müsse, und wenn er auch nur einen Theil der Schuld bekäme, es doch besser sey, etwas als gar nichts zu erhalten.

Diesem Gespräche hörte ein Soldat, ein gemeiner Mann vom Regimente Chasteler, der bey einem Nebentische saß, aufmerksam zu. Er gerieth in gerech-

ten Unwillen über den Wirth, der ziemlich wohlhabend zu seyn schien, und wegen einer nicht beträchtlichen Summe eine arme Familie so tief kränken, und auch um das wenige Eigenthum bringen wollte, was sie noch besaß, und bloß aus dem Grunde, weil er befürchtete, ein anderer möchte eben so hartherzig als er seyn, und ihm in diesem lieblosen Verfahren zuvor kommen. Des braven Kriegers Herz war im Mord- und Schlachtgetümmel nicht verhärtet, es stand dem Mitleid offen. Gewohnt an Noth und Elend, fühlte er die drückende Lage der armen Familie, und beschloß, sie wenigstens von einem hartherzigen Gläubiger zu befreien.

Er both sich an, dem Wirth die Schuldforderung abzukaufen. Dieser hielt es für Scherz; da aber der Soldat ernstlich darauf bestand, wurde man um die Hälfte des Werthes einig, und der Soldat erhielt die Schuldforderung von 58 Gulden um 29 Gulden. Niemand konnte die Absicht des Soldaten errathen; aber jedem war es auffallend, daß er bares Geld, das die Soldaten doch so nothwendig brauchen, für eine Schuldforderung gebe, bey welcher mehr zu verlieren als zu gewinnen wäre.

Doch der Soldat hatte edler gedacht. Er leerte nach geschlossenem Kaufe sein Glas, und verfügte sich in die ärmliche Wohnstube der unglücklichen Familie. Da traf er einen hageren Mann, dem man Noth und Elend im Gesichte lesen konnte, umgeben von seinen fünf Kindern an, die noch um Brot bathen, welche aber der Vater mit Thränen im Auge dadurch beruhigte, daß er sagte, er hätte des andern Tags früh einige Groschen einzunehmen, um welche er hinlänglich Brot für alle kaufen würde. Die Mutter saß in einem Winkel, und häufige Thränen rollten über ihre blaffen Wangen herab.

Dem Soldaten brach das Herz. Mit einer Thräne des innigsten Mitleids im Auge reichte er dem Vater die Hand, und sprach ihm Trost zu. „Ich habe euch, gute Leute,“ sagte er, „die ihr ohne Verschulden arm

geworden seyd, von einem unbarmherzigen Gläubiger befrejet, und diese Schuldforderung, käuflich an mich gebracht. Die Schuld ist getilgt.“ Mit diesen Worten zerriß er die Schuldforderung, und gab sie dem Vater zurück. „Vielleicht wirkt mein Beyspiel auch auf eure andern Gläubiger, und sie gehen nachsichtiger mit euch um.“

Die Leute konnten im ersten Augenblicke die edle Handlungsweise des Soldaten gar nicht begreifen, da er ihnen aber den ganzen Vorfall im Wirthshause erzählt hatte, konnten sie nicht genug Worte des Dankes finden.

Dem wackeren Krieger entfielen Thränen der innigsten Rührung, als die Kinder seine Knie umfaßten, und ihrey Dank stammelten. „Heute sollet ihr,“ sprach er tief bewegt, „einen recht vergnügten Abend haben.“ Er warf einen Thaler auf den Tisch hin. „Besorget für euch ein gutes Abendessen,“ sagte er, und wischte zur Thür hinaus. Die guten Leute folgten ihm; er aber verbat sich allen weiteren Dank.

Nur mit Mühe konnte der Familienvater den Namen dieses großmüthigen Menschenfreundes, dem er auf dem Fuße gefolgt war, erfahren. Doch verboth dieser, ihn je öffentlich zu nennen. Und um die Herzengüte und Bescheidenheit dieses fürwahr seltenen Mannes nicht zu beleidigen, hat er auch nie den Namen des wackeren Kriegers genannt.

Diese wahre Geschichte ist werth, liebe Freunde, daß wir länger bey derselben verweilen. — Seyd ihr mit der Denkungsart des Wirthes zufrieden? Warum nicht? Ist das Nächstenliebe, eine arme, verunglückte Familie wegen eines Sümichen Geldes, das er noch länger entbehren konnte, in die größte Verlegenheit zu bringen? Was würde jeder andere menschenfreundliche Gläubiger gethan haben? —

Wie gefällt euch hingegen der wackere Soldat? War er so wohlhabend als der Wirth? Gewiß nicht, er brauchte sein Geld nothwendiger zur besseren Pflege auf dem beschwerlichen Marsche, und doch war er so

wohlthätig. Aber er hatte Noth und Elend erfahren, deswegen war er so theilnehmend an dem Leiden anderer.

So edel die seltene Handlung des Soldaten war, so sehr hat er den Werth derselben durch Bescheidenheit erhöht, da er sich verbethen hat, seinen Namen zu nennen. Lernet aber auch, liebe Freunde, die ihr durch Geburt und Glücksumstände über andere erhaben zu seyn wähnet, den gemeinen Mann in seinen edlen und großherzigen Handlungen ehren. Der Adel des Herzens ist für den Besizer beseligender und für die Nebenmenschen beglückender, als äußerer Rang, Reichthümer und hohe Geburt.

## Folgen der Trunkenheit in mehreren Beyspielen.

---

### 1. Ein Trunkenbold stirbt an Wöllerey.

In den Weihnachts-Feyertagen 1814 tranken mehrere Handwerksbursche in Wien früh Morgens mit einander Brantwein in einer Schenke. War eine solche Belustigung der Feyer des hohen Festes wohl angemessen? — In ihrer Gesellschaft befand sich auch der Geselle B\*, etwa dreyßig Jahre alt, und sonst ein ordentlicher Arbeiter in seinem Fache. Von acht bis zehn Uhr hatte schon das Trinkgelage gedauert, und es schwindelten Vielen die Köpfe. Der Geselle B\* war der wackerste Zecher, und um alle davon zu überzeugen, verschluckte er zum Magenschlusse, wie er es nannte, ein Seidel bitteren Brantwein auf einen Trunk.

Das war ein für allemahl weit zu viel. Der Säufer sank gleich darauf zusammen, konnte sich kaum von der Stelle bewegen, und mußte zu Bette gebracht

werden. Um Mitternacht desselben Tages starb der Unglückliche am Schlagflusse; alle ärztliche Hülfe war fruchtlos.

Ist es wohl vernünftig, es andern an Böllerey muthwilliger Weise bevorzuthun? Seht, wie hart dieser Trunkenbold dafür gestraft worden ist! Die Thiere fressen und saufen selten mehr, als ihnen dienlich ist, und der Mensch überfüllt sich so oft. Wie würdiget er sich unter das liebe Vieh herab! Können andere gegen einen Bollsäufer Achtung haben?

2. Ein Fuhrmann zieht sich durch Branntweintrinken  
den Tod zu.

Ein Böhmischer Fuhrmann war einem bekannten Fuhrknechte, welcher in vollen Fässern Branntwein nach Wien führte, auf der Straße zwischen Langensuzersdorf und Korneuburg begegnet. Nach einem freundlichen Bewillkommen wurde dem Einen Branntwein aus dem Fasse angebohrt, und ein Röhrchen in die obere Öffnung gesteckt. Der Fuhrmann verschluckte den Branntwein in großen Zügen; es war die feurigste Gattung. Als sie von einander schieden, legte sich der Fuhrmann, von dem geistigen Getränke betäubt, auf den leeren Wagen, und ließ die Pferde auf der geraden Straße langsam fortgehen.

Doch der zu viel genossene starke Branntwein entzündete sich in ihm, und raubte ihm alles Bewußtseyn. Ein blauer Dampf ging aus seinem ausgesperreten Munde, und weißer Schaum quoll heraus. Todtenblässe hatte sich über sein ganzes Gesicht verbreitet. Einem Sterbenden ähnlich, lag er auf dem Wagen, als die Pferde mit demselben in Korneuburg ankamen, und auf dem Plage stehen blieben. Der Arzt wendete schnell Gegenmittel an, aber sie fruchteten nichts; der Fuhrmann starb zwey Stunden darauf, ohne daß er wieder zum Bewußtseyn gekommen wäre.

Ich fürchte zwar nicht, liebe Leser, daß einer von euch seine Gesundheit, wie dieser Fuhrmann, durch Unmäßigkeit im Brantwein = Trinken zerstören werde. Aber ihr müßet euch gänzlich von diesen geistigen Getränken, von Liqueur, Rosoglio, Rum, Arrak, Sliowitzer u. dgl. enthalten. Jeder Tropfen ist euch schädlich, und mehrere derselben werden Gift für euch, das zwar nicht schnell, aber langsam tödtet. Nicht einmahl Wein ist euch zuträglich. Klares Brunnen- und Quellenwasser ist das beste und gesundeste Getränk für Kinder.

### 3. Der Sohn eines Uhrmachers erriert im Rausche.

Am 7. Februar 1812 gieng der Sohn des Uhrmachers Bendel aus Pirna in Sachsen nach Muckethal. Den Tag über war viel Schnee gefallen, und der junge Mann hatte sich in der Schenke bey dem Brantweine sehr wohl geschehen lassen. Es war schon völlig dunkel, als er sich auf den Weg nach Hause machte, und der Brantweingeist war ihm in den Kopf gestiegen. Er kletterte den Berg hinan, über welchen sein Weg ging; ohne die Bahn im Schnee zu beachten, verirrte er sich auf dem Gipfel des Berges, und stürzte von einer Felsenwand herab. Zum Glück that er sich nicht viel Schaden, weil er auf einen mit Schnee bedeckten Absatz des Felsen gefallen war.

Zwey Männer und eine Frau, welche sich in dem Augenblicke unter ihm befanden, riefen ihm zu, still zu stehen, weil er sonst noch tiefer fallen, und ein noch größeres Unglück haben könnte. Mit vieler Mühe arbeiteten sich diese menschenfreundlichen Leute durch den Schnee zu ihm hinauf, und führten ihn vorsichtig den Weg herunter. Da diese guten Menschen sahen, daß Bendel betrunken war, wollten sie ihn mit sich nehmen, und sicher nach Hause geleiten, damit ihm kein Unglück mehr begegnen könnte. Aber der Rausch hatte Bendeln eigensinnig gemacht; er achtete der guten

Worte nicht, riß sich von seinen dienstfertigen Begleitern los, und wankte wieder in die Schenke zurück.

Dort machte er einen gewaltigen Lärm, und trieb allerley Ungezogenheiten. Der erlittene Fall hatte den Berauschten nicht besonnener gemacht. Der Wirth, um sich und den Gästen Ruhe zu verschaffen, sperrte den unbändigen Trunkenbold in die Scheuer. Das war gar nicht gut gethan. Der Wirth hätte bedenken sollen, daß Bendel betrunken, vom Schnee ganz durchnäßt war, wo er bey dem nächtlichen Froste in der Scheuer leicht Schaden nehmen könnte. Hätte er ihn doch auf ein Strohlager in ein warmes Zimmer gebracht, gewiß wäre Bendel, vom Branntweine betäubt, bald eingeschlafen.

Am folgenden Morgen um neun Uhr, als man sich nach ihm in der Scheuer umsah, fand man ihn schon sterbend, und um zehn Uhr war kein Leben mehr an ihm. Er war ganz starr und erfroren. Die Arzte wurden gerufen, und wandten alle Hülfe an, aber umsonst. Die Stiefeln und Beinkleider waren am Leibe angefroren, und zwischen Hemde und Brust steckte noch Schnee. So endete ein Jüngling, der die Stütze seiner grauen Altern seyn sollte, leider! durch Branntwein betäubt, sein blühendes Leben.

Wie unähnlich sind die in dieser Erzählung handelnden Personen! Bendel verdient unser Mitleid; durch Hang zum Vollsaufen hat er sich ganz unglücklich gemacht! Wie viel menschenfreundlicher als der Wirth haben die guten Leute gehandelt, die den Betrunkenen vor einem unglücklicheren Falle bewahret haben, und ihn sicher nach Hause geleiten wollten! Es wäre wohl die Pflicht des Wirthes gewesen, der aus Gewinnsucht dem unbesonnenen Jüngling bis zur betäubenden Trunkenheit noch Branntwein vorsetzte, den Berauschten vor allen Schaden zu bewahren, und aus Unbesonnenheit und Hartherzigkeit hat er ihn an einen Ort gesperrt, wo er so leicht Schaden nehmen konnte!

## 4. Ein Betrunkener wird vom Schlage berührt.

Ein Mann, bey 60 Jahre alt, wurde in der Faschingszeit, (es war am 4. Februar 1815), Abends um 10 Uhr am Lichtensteg in Wien, äußerst betrunken, mitten im Wege liegend gefunden, und daher, weil man weder Nahmen noch Stand von ihm erfahren konnte, auf die Polizey-Wachstube gebracht, um da auszunüchtern.

Überhaupt hat die Sicherheits-Wache in Wien ein aufmerksames Auge auf die Betrunknen, daß sie in diesem Zustande der thierischen Sinnenlosigkeit weder sich noch andern Schaden thun können. Kauschige, wenn sie auf Straßen lärmen, Unruhe stiften, Zank anfangen und Unfug treiben, werden nachdrücklich zur Ruhe verwiesen, nöthigen Falls auch auf die Wachstube gebracht, wo sie ihren Rausch ausschlafen können, und dann mit einem nachdrücklichen Verweise entlassen. Andere betrunkene Leute, welche der Weingeist so betäubt hat, daß die Füße sie nicht mehr tragen können, oder daß sie ihre Wohnung nicht finden; Trunkenbolde, die auf den Straßen nicht selten sitzen oder liegen bleiben, welche der Schlaf da überfällt, und die daher in Gefahr kommen, bestohlen, übergefahren und niedergeritten zu werden, oder durch die nächtliche Kälte an der Gesundheit Schaden zu nehmen, werden in Schutz und Verwahrung genommen, nach Hause begleitet u. s. w. Dieses ist eine große Wohlthat für diese Leute, welche ihre Trinklust nicht mäßigen können.

Dieser alte Mann, den man von geistigen Getränken ganz betäubt gefunden, und der noch eine Flasche mit derley Getränk wohl verwahrt bey sich führte, war des folgenden Morgens, als er geweckt wurde, ganz sprachlos, jedoch noch am Leben. Man rief den Wundarzt herbey, und dieser erklärte, daß der Betrunkene vom Schlage berührt worden sey. Man traf Anstalt, ihn ins allgemeine Krankenhaus zu bringen,



um seiner zu pflegen; doch der Schlag wiederholte sich, und er verschied ungeachtet aller angewandten Hülfe. Was mag wohl seinen gähnen Tod befördert haben?

#### 5. Eine Betrunkene stirbt jählings.

Eine Hckerfrau, die in der Branntwein-Schenke wacker gezechet hatte, kam in die Spezerey-Handlung an der Ecke des Hohenmarkts in Wien, um sich ein Loth Kaffeh zu kaufen, und mit diesem Getränke den Weingeist zu dämpfen. Schon bey dem Eintritte in die Bude taumelte sie von einer Ecke in die andere, fiel auf einen Ballen im Winkel hin, und gab von sich, was sie zu viel genommen hatte. So weit wrdiget sich der Mensch herab, wenn er sich durch Trinklust in einen solchen Zustand versetzt. —

Allen ekelte vor dem unsaubern Weibe, und man ließ sie durch die Polizey-Wache in Verwahrung bringen, damit sie sich von ihrer Uebelkeit erhohlen und ihren Rausch ohne äußere Gefahr verdünsten könnte. Doch die Unglückliche wurde vom Schlagflusse berührt, und starb eines gähnen Todes. Alle ärztliche Hülfe war vergebens. Während des Rausches ward sie eine Leiche.

Sollten derley Unglücksgeschichten, die sich nur zu oft zutragen, jene nicht warnen, die ihr grotes Vergnügen im Weinkruge oder in der Brauntweinfasche suchen.

#### 6. Ein Betrunkener fällt in die Donau.

Ein Fuhrknecht war in den ersten Tagen des Monats Junius 1815 mit einigen seiner Kameraden in den Prater spazieren gegangen und diese hatten ihrer Gewohnheit nach in mehreren Wirthshäusern tapfer gezechet. Auf dem Rückwege kehrten sie nochmahl in einer Schenke in der Jgerzeile ein, und tranken

so wacker darauf, daß alle stark berauscht wurden. Dann trennten sie sich, und jeder ging einzeln seinen Weg.

Einer derselben wankte hin und her, kam zu einem Grasplatz, fiel nieder, blieb liegen, und schlief da ein. Indessen war es eitel Nacht geworden. Der Betrunkene erwachte, und wollte nach Hause gehen. Aber im Finstern und in seiner Betäubung wußte er nicht, wo er sich befände. Er ging also auf's Geradeswohl fort, und fiel, ohne daß er sich versah, rückwärts des Kaffee-Hauses, zum Jüngling genannt, in die Donau. Eine Polizey-Wache streifte eben an den Ufern des Stromes herum, hörte ihn im Wasser plätschen, und mit einem gräßlichen Angstgeschreye um Hülfe rufen. Sie sprang in einen Fischerkahn, ruderte auf ihn zu, und brachte ihn glücklich ans Ufer. Er war vor Schrecken ganz von Sinnen, und wurde ins Spital zu den barmherzigen Brüdern gebracht, wo er sich durch ärztliche Hülfe wieder erhobte. Als er wieder genesen war, erzählte er mit vieler Reue und andern zur Warnung diese seine Unglücksge-  
schichte.

### Eine Wohlthat, zu der sich oft Gelegenheit darbiethet.

Ein alter Invalide in Wien ging im Februar 1815 mit seinem Topfe, in welchem er sich die von den Gästen übrig gebliebenen Brocken um seine wenigen Kreuzer in dem Gasthose zum Schwan in Wien geholt hatte, über die Stiege, welche von der Seilerstatt auf die Bastei führt. Er glitschte von einer Stufe ab, und schlug den Topf so gewaltig an die Mauer, daß er zerbrach, und die dicke Brühe durch das Tuch floß, in welches er ihn gebunden hatte.

Mehrere Knaben waren eben dort auf dem Wege in die Schule, und sahen den Unfall, der dem armen

Manne begegnet war. Einige lachten, andere sahen den Invaliden schadenfroh und höhnisch an. Nur zweyen derselben konnte man's im Gesichte lesen, daß sie mit dem armen Manne Mitleiden hatten. Sie blieben hinter den andern zurück, griffen in die Tasche, und gaben ihre ganze Barschaft dem Manne mit den Worten hin: „Lieber Alter! hier hat er einige Groschen; sie werden hinreichen, daß er sich einen Topf kaufen, und denselben neu füllen lassen kann.“ Der alte Invalide dankte den beyden guten Kindern mit einem herzlichen Händedrucke, indem eine lichte Thräne ihm im Auge stand. Die beyden Knaben aber gingen frohen Muthes mit dem guten Bewußtseyn, wohlthätig gehandelt zu haben, in die Schule.

Wie gefallen euch, liebe Freunde, diese beyden Knaben? Was haltet ihr von den andern, welche den Invaliden verlacht und verhöhnt haben? Welchen wollt ihr nachahmen?

## Vorsicht bey dem Wasserfahren.

### 1. Sächsische Freywillige verunglücken.

Am 12. Aprill 1814 wurde ein Theil des Sächsischen Banners, jener edlen Jünglinge und Männer, welche freywillig die Waffen gegen den Unterdrücker Deutschlands ergriffen hatten, bey *Miltenberg* in zwey Fähren über den *Main* gesetzt. Die erste Fähre war glücklich am jenseitigen Ufer mit der Mannschaft gelandet. Auf der zweyten befanden sich 75 Personen, Freywillige und Schiffer. Glücklich ging die eben nicht gefährliche Fahrt, als schon nahe am Anlandungsplatz einer der Überfahrenden, man weiß nicht wie, vom Rande der Fähre ins Wasser fiel.

Auf seinen Ruf um Hülfe liefen alle auf die Seite der Fähre hin, wo er im Wasser plätschete, und

drängten sich dicht an einander, wodurch das Fahrzeug sehr schwankte, und in Gefahr gerieth, umzustürzen. Die Schiffer, welche die Gefahr kannten, riefen eben so schnell die Neugierigen auf die andere Seite zurück, um das Gleichgewicht auf der Fährre herzustellen. Aber eben jetzt liefen wieder alle auf den entgegengesetzten Punct zusammen, wodurch die Fährre auf dieser Seite das Übergewicht bekam und umstürzte, so daß alle und alles, was sich auf dem Fahrzeuge befand, ins Wasser fiel, und zwar an einem Orte, wo der Strom noch sehr tief war. Die Fährre hatte alle die Unglücklichen bedeckt; einer hatte sich an den andern geklammert, keiner war vermögend um Hülfe zu rufen; und so nahe sie auch schon dem Ufer waren, so hatte es doch bey den hohen Fluthen des angeschwollenen Stromes nur Wenigen geglückt, das Land zu erreichen. Die übrigen waren ohne Rettung verloren.

Von den 75 Überfahrenden wurden nur 13 gerettet, 9 todte Körper wurden aufgefangen und ans Ufer gebracht, die übrigen hatte der Strom verschlungen; und obwohl eine Menge Rachen zur Rettung der Verunglückten den ganzen Tag hindurch den Strom nach allen Seiten besuhren, so konnte man sie doch nirgends auffinden. Erst nach einigen Tagen wurden die Leichname an verschiedenen Plätzen vom Strome ausgeworfen. Selbst von jenen, welche nur wenige Minuten im Wasser gelegen hatten, konnte keiner durch alle angewandte Rettungsmittel wieder ins Leben gebracht werden.

Schrecken und Trauer verbreitete dieser Unglücksfall in die nahen und entfernten Gegenden. Wie viele Altern, wie viele Brüder und Schwestern, wie viele Kinder und Gattinnen beweinten trostlos den Tod der Ihrigen, die von ihnen mit der Hoffnung, treue Dienste dem geretteten Vaterlande zu leisten, unter tausend herzlichem Segnungen geschieden waren.

Was war nun die Ursache dieses schrecklichen Unglückes? Die Neugierde, liebe Kinder. — Gewiß sind die Wenigsten an den Ort, wo der Mann ins Wasser

gefallen war, in der Absicht hingeeilet, um ihn zu retten, sondern nur um zu sehen, was da geschehen ist; und gewöhnlich dränget sich alles dorthin zusammen, wo man mehrere hinzu eilen, oder beysammen stehen sieht. Die zweyte Ursache war Unbesonnenheit in Vermeidung der Gefahr. Da alle die Gefahr durch Überladung auf der einen Seite sahen, so wollten alle zugleich derselben ausweichen, und indem sie alle unbesonnen auf die entgegen gesetzte Seite liefen, bereiteten sie sich selbst das Unglück.

Wie gut ist es, liebe Kinder, wenn man sich durch keine Gefahr aus der Fassung bringen läßt, und allemahl mit kaltem Blute handelt. Doch nicht allen ist dieses gegeben. Ein gutes Gewissen, von Jugend auf angewohnte Bedächtlichkeit in allen Handlungen und Zufällen, richtige Schätzung der Gefahr, sind Mittel, sich am leichtesten aus derselben zu ziehen, oder sie abzuwenden.

## 2. Ein Schiff mit Wallfahrtern verunglückt.

Mehrere Einwohner des kleinen Dorfes Böhstein in der Schweiz wallfahrteten in der Mitte des Monats May 1814 zu dem Muttergottes-Bilde auf den Acherberg, und statteten dort dem allmächtigen Gott ihren Dank ab, daß sie während der schweren Kriegszeit vor Krankheit, Feindesgefahr und andern Unglücksfällen geschützt gewesen waren, mit welchen Drangsalen viele andere Dörfer und Städte heimgesucht worden. Unter der Schar der frommen Waller befanden sich viele junge Leute; der ehemalige Sanct Blasische Propst, Herr Schmidt begleitete sie.

Auf ihrem Wege mußten sie in Schiffen über den Fluß Aar setzen. Die Hinüberfahrt ging glücklich. Als sie aber auf dem Rückwege zum Flusse kamen, drängten sich wider den Willen der Schiffer zu viele in das alte, gebrechliche Schiff, und beschwerten es so sehr, daß es sehr tief im Wasser ging. Als es mit-

ten auf dem Wasser war, widerstand es der Last nicht mehr; es fiel auseinander, und alle Leute auf dem Schiffe, über dreißig an der Zahl, wurden in den Fluthen begraben.

Der menschenfreundliche Propst, der vor der Abfahrt des Schiffes in einem kleinen Nachen sich über den Fluß setzen ließ, hatte schon das jenseitige Ufer erreicht, als er hinter sich das Jammergeschrey der Verunglückten und das Rufen um Hülfe hörte. Er ließ so gleich umwenden, und auf dieselben zusteuern, um wenigstens einige derselben zu retten, welches ihm auch gelang. Aber kaum hatte er vier derselben ins Schifflein aufgenommen, (mehrere konnte dasselbe nicht fassen), und wollte gegen das Ufer hinfahren, als in der Todesangst der Schwimmenden so viele den kleinen Nachen umklammerten, daß er umgeworfen wurde, und die schon Geretteten mit dem menschenfreundlichen Propste ohne alle Hülfe ertranken. Auch ein anderer Kahn stieß vom Ufer zur Rettung der Verunglückten ab, und man war so glücklich einige derselben aus den Fluthen ins Schiffchen zu bringen. Aber auch an diesem hielten sich, in der Hoffnung einer Rettung, mehrere der Verunglückten fest, daß es umschlug, und die Geretteten sammt den Schiffern im Wasser den Tod fanden. Die Zahl der Ertrunkenen belief sich auf 40 Personen. Es war kein Haus in dem kleinen Dorfe Börslein, welches nicht jemanden von seinen Verwandten und Bewohnern zu beklagen hatte. Es läßt sich nicht beschreiben, in welche Trauer das friedliche Dörfchen durch diesen schrecklichen Unglücksfall versetzt worden war.

Wodurch ist das so große Unglück herben geführt worden? Wäre das Schiff wohl gebrochen, wenn sich nicht so viele hinein gedrängt hätten? — Wie schwer haben alle jene ihre Ungeduld büßen müssen, die bis zur zweyten Überfahrt nicht warten wollten! War es aber vorsichtig gehandelt, daß die Schiffer ein altes, gebrechliches Schiff zur Überfahrt gebrauchten? — Was haltet ihr, liebe Freunde, von dem menschen-

freundlichen Propste, der in dem edlen Geschäfte der Menschenrettung den Tod fand? Hätten doch die Unglücklichen gezögert, bis er die Geretteten ans Land gebracht, und bis man in einer zweyten und dritten Fahrt auch sie hätte retten können! Gewiß wären mehrere derselben dadurch dem Tode entgangen!

### 3. Ein kleines Schiff schlägt um.

Wie unvorsichtig selbst Schiffer handeln, welche die Gefahr auf dem Wasser doch am meisten kennen sollten, lehrt nachfolgende Unglücksgeschichte. Ein Schiffer, welcher die Leute über die Werra bey O b e r r i e d e n im Königreiche Hannover gewöhnlich führte, ward von dem Wirth in diesem Orte am 17. März 1815 gebethen, zwey Fässer Bier von dem gegenüber liegenden Dorfe W a h l h a u s e n für ihn zu hohlen, und über das Wasser zu bringen. Bereits waren sieben Personen zur Überfahrt im Schiffchen, und sie äußerten ihr Bedenken, daß sie mit den zwey Fässern wohl eine zu schwere Last für das kleine Fahrzeug seyn dürften. Der Schiffer verneinte es, und sagte, daß er es wohl besser verstehen müßte, und lud noch, obwohl es ihm alle widerriethen, mehrere Säcke Gersten und noch andere Sachen in das Schiffchen, und bemerkte nicht, daß er es ungleich beschwert hatte.

Daß Schiffchen ging so tief im Wasser, daß der Rand kaum drey Finger breit hervorragte. Der Fluß war durch Regenwetter hoch angeschwollen und der Wind trieb mächtige Wellen heran. In der Mitte des Flusses wurde das Schiffchen von dem Winde heftig hin und her geschaukelt, die Wellen drangen hinein, füllten es mit Wasser, daß es umschlug, und alles was sich darin befand, sank in die Tiefe des Stromes. Sieben Personen, unter diesen der Schiffer, kamen elend in den Fluthen ums Leben. Nur einer rettete sich durch Schwimmen aus der großen Gefahr.

Was sagt ihr, liebe Freunde zu dem Schiffer, der so schlecht sein Handwerk trieb? — Wie hätten die Verunglückten sich vor der Gefahr bewahren können?

#### 4. Eine Hochzeit = Gesellschaft verunglückt.

Noch muß ich euch rathen, liebe Freunde, daß ihr euch niemahls ohne Noth mit Pferden zugleich in einer Fähr oder Platte über Flüsse setzen lasset. Die wenigsten Pferde sind das Schiff = Fahren gewöhnt. Sie werden leicht auf dem Wasser durch einen unvorhergesehenen, oft unbedeutenden Vorfall scheu, bäumen sich, schlagen aus, und stürzen sich auch wohl über das niedrige Vort. Folgende Unglücksgeschichte möge euch zur Warnung dienen.

Angus Macdonald, ein junger Mann von Oban in Hoch = Schottland, feyerte zu Lochnell, dem Geburtsorte seiner Braut Stewart, Hochzeit, und wollte des Abends seinen Verwandten und Freunden einer Hochzeitschmaus in seinem Hause zu Oban geben. Beyde Orter waren durch den See Etire von einander getrennt. Die nächsten Verwandten der beyden Brautleute, Brautführer und Kranzjungfern, welche der Vermählung beygewohnt hatten, schiffen sich mit den Brautleuten frohen Muthes in ein einziges Noth sammt ihren sechs Pferden ein. Wegen der Menge der Personen und wegen der Pferde konnten die Bothsleute das Fahrzeug nicht bequem regieren. Ein alter, vorsichtiger Schiffsmann bath die Gesellschaft sich zu theilen, und die eine Hälfte oder die Pferde zuerst hinüber führen zu lassen, damit keine Gefahr zu besorgen wäre. Allein der Bräutigam, ein stinker, starker und beherzter junger Mann, ließ dieses nicht geschehen, und behauptete, es sey keine Gefahr, man müsse vielmehr eilen, weil seine Freunde ihn schon in Oban sehulich erwarteten. Stewart, der Vater der Braut, stimmte dem Schiffsmanne bey, und wollte nicht ins



Both steigen. Endlich ließ er sich doch von seinem Schwiegersonne dazu bereden.

Kaum war die Gesellschaft noch 20 Schritte von dem jenseitigen Gestade entfernt, eben da, wo die durch den Wind erregten Wellen heftig an das steile Gestade anschlugen, als eines der Pferde durch das Flattern der Bänder einer Brautjungfer scheu wurde, zu stampfen und sich zu bäumen anfing, und über das Bort sprang. Die andern Pferde wurden darüber unruhig, schlugen nach allen Seiten aus, und ließen sich nicht mehr bändigen; alles auf dem Bothe gerieth in größte Verwirrung, die Pferde drangen nach einer Seite hin; das Both bekam hier das Übergewicht, schlug um, und die ganze Gesellschaft lag im Wasser.

Zum Glücke konnten alle, mehr oder weniger schwimmen. Der Bräutigam, ein sehr geübter Schwimmer, rettete zuerst seine Braut, die vor Schrecken alle Besinnung verloren hatte. Außerst schwierig war es, gegen die brausenden Wellen zu kämpfen, die ihn immer vom Ufer zurück stießen; aber doch brachte er sie glücklich ans Land. So gleich eilte er den andern Verunglückten zu Hülfe, die der Gewalt der Wellen nicht widerstehen konnten. Schon hatte er mit unbeschreiblicher Anstrengung sechs Personen ans Land gebracht, als seine überspannten Kräfte schwanden, und er ermüdet zu Boden sank.

In dem nämlichen Augenblicke stieß seine Braut ein Angstgeschrey aus, und wies auf eine, vom Ufer weit entfernte Stelle hin, wo ihr alter Vater von den Wellen hin und her getrieben wurde, sich kaum mehr über dem Wasser erhalten konnte, und in größter Gefahr zu ertrinken war. „Ach Gott!“ rief sie aus, „mein Vater ist verloren!“ Da bedenkt sich August nicht länger, die Liebe zu seiner Braut und dem Schwiegervater gibt ihm neue Kräfte, und er stürzt sich ins Wasser, obwohl es ihm die Geretteten, welche ihn ganz kraftlos und erschöpft sahen, widerriethen. Doch er strengte seine letzten Kräfte an, und in einigen Minuten war er bey dem Alten.

Dieser klammerte sich in der Todesangst so fest an den Retter an, daß er ihn im Schwimmen sehr hinderte. Die Wellen trieben sie weit vom Landungs-  
 plage, wo das Ufer weniger steil war, weg. Schon  
 schienen beyde verloren, kein Both war zu ihrer Ret-  
 tung da; vergebens suchte Angus Land zu gewinnen,  
 bis es ihm nach unsäglicher Mühe gelang, sich eine  
 halbe Stunde abwärts dem Ufer zu nähern, wo er mit  
 seinem Schwiegervater von andern, die zu Hülfe her-  
 bey gelaufen waren, ans Land gezogen wurde. Ohn-  
 mächtig stürzte er zu Boden. Man trug beyde besin-  
 nungslos in ein Haus. Der alte Stewart erhobte  
 sich wieder; allein der edelmüthige und entschlossene  
 Angus verschied in den Armen seiner Braut eine Vier-  
 telstunde darauf, nachdem er ihren Vater gerettet hat-  
 te. Nur ein Knabe von der Gesellschaft war ertrunken,  
 den man nie wieder gefunden hat.

Die Braut war untröstlich über den Verlust des  
 Bräutigams; kein froher Gedanke richtete sie mehr auf,  
 sie verfiel in eine Schwermuth, ihre Kräfte schwanden,  
 sie starb nach drey Monathen, und wurde zu ihrem un-  
 glücklichen Geliebten ins Grab gelegt.

Der unglückliche Angus! Hätte er auf den Rath  
 des erfahrenen Schiffers und seines Schwiegervaters,  
 die älter und verständiger waren, geachtet, so wäre  
 ihm kein Unglück begegnet, so wäre der erfreuliche  
 Hochzeittag nicht zu einem Tage des Jammers und der  
 tiefen Trauer geworden!

### Vorsicht mit Feuer und Licht.

Der kleinste Funke kann die größte Feuersbrunst er-  
 regen. Diese traurige Wahrheit hat sich nur zu oft  
 bestätigt. Und doch gibt es noch Leute, die einen  
 Funken vernachlässigen, und die Gefahr nicht beden-  
 ken, die aus demselben entstehen kann. Besonders ist  
 dieses mit vielen Tabak-Rauchern der Fall. Viele

Feuersbrünste sind durch einen Funken aus der Tabakspfeife entstanden, und noch immer gilt die sträfliche Regel bey ihnen: der Funke aus der Pfeife zündet nicht. Sie mögen nachfolgende Geschichten lesen:

### 1. Feuersbrunst durch Tabak-Rauchen.

Im April 1814 eilte ein Tabak-Raucher mit brennender Pfeife in das Wirthshaus außer dem Orte Sz. Mihaly in Ungarn. Damit er geschwinder dahin käme, ging er durch den Garten, wo Fruchtschober und die volle Scheuer sich befanden. Hier fiel ihm ein Funke aus der Pfeife, den er entweder nicht gesehen, oder aus Leichtsin nicht geachtet hatte, und der Wind trug ihn auf den Fruchtschober. Während er im Wirthshause bey'm Glase saß, entstand Feuerlärm. Der Fruchtschober stand in voller Flamme; die Scheuer hatte sich schon entzündet; der Wind trug ganze Bündel brennendes Stroh auf die nächsten Häuser, und in wenigen Minuten stand die Wohnung und Werkstätte eines Holzarbeiters, die Fleischbank mit der Wohnung des Fleisshäuers und das prächtige Gebäude des Herrn Anton Szalankay von Hermany in vollen Flammen, und alle diese Häuser brannten zu einem Schutthaufen zusammen. Mit Mühe wurden die etwas entfernter stehenden Gebäude gerettet. Wird dieses Beyspiel nicht wirken, daß die Tabak-Raucher sorgfältiger ihre Pfeifen verwahren?

### 2. Zweytes Beyspiel.

Am 28. October 1814 Morgens brach zu Klosterneuburg in Osterreich rückwärts dem Wirthshause, zum Schiff genannt, Feuer aus. Ein Stall und eine Hütte, dann zwey angränzende Häuser wurden

mit beynabe allen darin befindlichen Vorräthen ein Raub der Flammen. Die herrschende Windstille, die schnell herbey geeilten Feuersprizen, und die gut gemachten Vorkehrungen hinderten, daß die Flamme sich nicht weiter verbreitete, und ein viel größeres Unglück anrichtete.

Wie war nun diese Feuersbrunst entstanden? Man hatte zwey Vermuthungen. Die Zimmerleute deckten den Stall ein, auf dessen Boden sich Stroh, Heu, und andere leicht entzündbare Sachen befanden. Man hatte sie bey ihrer Arbeit Tabak rauchen gesehen. Es war ihnen vielleicht aus der Pfeife ein Schwamm entfallen, der in dem Heu unbemerkt fortglimmte, bis helle Flammen ausloderten, die den Stall und die nebenstehenden Gebäude in Asche legten. Auch ein Marionetten-Spieler, der sich bis an jenen Morgen in der verheerten Hütte befand, konnte durch Unvorsichtigkeit mit Licht an diesem Brande Schuld gewesen seyn. Ein kleiner Funke war gewiß Ursache dieser Feuersbrunst. Wie sehr muß man Feuer und Licht in Acht nehmen!

### 3. Drittes Beyspiel.

Am letzten Tage des Jahres 1814 entstand in dem ersten Stockwerke eines Hauses in der Stadt Wien Feuer, welches noch zu rechter Zeit entdeckt und gelöscht wurde. Es war nur ein Theil der Thürverkleidung und ein Stück des Fußbodens ausgebrannt. Die Tabak-Raucher mögen die Veranlassung dieses Brandes lesen, und sich dadurch warnen lassen. Der Bewohner des beschädigten Zimmers klopfte seine Pfeife in ein mit trockenen Sägespänen gefülltes Spuckkästchen, welches neben der Thür stand, und ging aus. Die Funken, welche aus der Pfeife gefallen waren, gliminten fort, und entzündeten die Späne. Nach einer Stunde war das Spuckkästchen verbrannt, und

von demselben verbreitete sich die Flamme auf den Fußboden und die Thür. Wäre der Brand nicht alsobald entdeckt worden, so hätte er große Verheerungen im Zimmer, selbst im ganzen Hause anrichten können.

#### 4. Feuersbrunst durch glühende Kohlen.

Zu Unter-Sievering, einem Dorfe am Fuße des Kahlenberges, eine Stunde Weges von Wien entfernt, loderte am 21. October 1814 Nachmittags das Haus eines Hauers (Wingers) in hellen Flammen auf. Das Feuer griff sehr schnell um sich, und bald wurden die vier darneben stehenden Häuser von demselben ergriffen. Die Einwohner des Ortes wußten sich bey der großen Gefahr nicht zu rathen und zu helfen. Die brennenden Häuser waren an die Bergwand gelehnt, wodurch die Rettung sehr erschwert wurde. Die Straße, welche beyde Häuserreihen von einander trennt, ist kaum zwey Klafter breit, das Feuer konnte sich sehr leicht über alle Gebäude verbreiten, und das ganze Dörfchen schien ohne fremde und schleunige Rettung verloren zu seyn.

Verzweiflungsvoll riefen die beängstigten Leute zu Gott und den Menschen um Hülfe, die ihnen auch zu Theil ward. Aus den benachbarten Ortschaften eilte man mit Feuersprizen und Löschmitteln herbey, und that den Flammen Einhalt, daß sie nicht weiter greifen konnten. Selbst die k. k. Hof-Feuersprize aus Wien hatte thätig an der Tilgung des Brandes mitgewirkt. Kein Wind wehete, und das Tageslicht erleichterte die Arbeit.

Wie kam nun dieses Feuer aus, welches eine so große Verheerung drohete? Man hatte die Asche vom Herde, unter welcher sich glühende Kohlen befanden, weggeräumt, und auf den Boden gebracht, wo diese Stroh, Heu u. dgl. entzündeten, welche unbemerkt fortglimmten, bis sie in helle Flammen ausbrachen.

Eine Warnung für alle Hausmütter, daß sie einen andern Ort, wo keine entzündbaren Dinge herumliegen, zur Aufbewahrung der Asche wählen sollen.

### 5. Feuergefahr durch eine brennende Lampe.

Im Monate December 1814 starb in einer Vorstadt Wiens eine Frau an der Auszehrung. Ihr Leichnam wurde in eine Nebenkammer auf ein Bret gelegt, wie gewöhnlich mit einem leinenen Tuche bedeckt, der Kopf aber auf einen Federpolster gelegt, und auf einem Stuhle hinzu eine gläserne Lampe, in welcher das Licht brannte, gestellt. Die Angehörigen dieser Frau hatten mehrere Nächte hindurch an ihrem Krankenlager gewacht, alle waren niedergeschlagen und ermattet; sie hofften, durch nächtliche Ruhe und den Schlaf sich zu stärken, und legten sich zu Bette, indem sie die Lampe bey der Leiche brennen ließen. Sie ahneten nicht, daß sie durch eine Schreckenspost aus dem Schlafe würden geweckt werden.

Unvorsichtiger Weise ward die Lampe dem Polster zu nahe gestellt; wahrscheinlich zersprang die Lampe, zündete das Leintuch, von welchem sich die Flamme über den Polster verbreitete, der mit unerträglichem Rauche und Gestanke fortglimmte. Der ganze obere Theil des Leichnams war versengt. Ein Nachbar, der zum Glücke noch wachte, ward die Flamme und den Rauch bey Zeiten gewahr, und weckte die Angehörigen der verstorbenen Frau, welche die Flamme durch hinzugegossenes Wasser schnell löschten, ehe sie weiter greifen konnte.

Was für ein großes Unglück hätte durch diesen Brand bey der Nacht entstehen können, wenn dieser Nachbar nicht durch einen glücklichen Zufall noch wach gewesen wäre? Ist das wohl Vorsicht, neben leicht entzündbaren Sachen eine brennende Lampe, während alles schläft, hin zu stellen? Was wollet ihr daraus lernen, liebe Freunde?

## 6. Feuergefähr durch ein schlecht verwahrtes Licht.

In der Nacht vom 30. auf den 31. Julius 1815 ertönte plötzlich in Wien Feuerlärm. Die dumpfen Glockentöne erschollen, die brennende Laterne hing an dem Stephans-Thurme, die Trommeln wirbelten, die Wagen mit Feuersprizen und Wasserfäßern rasselten. Alles ward aus der miternächtlichen Ruhe aufgeschreckt. Ein geräumiges Haus in der Vorstadt W i e s e n stand in vollen Flammen. Der Dachboden war mit Heu dicht angestopfet, und der Wind drohete die Flamme durch umher fliegendes brennendes Stroh und Heu, allenthalben zu verbreiten. Die Einwohner des Hauses mußten aus dem Bette im Hemde entfliehen, um nicht vom Rauche erstickt, oder von der Flamme ergriffen zu werden. An die Rettung der Habseligkeiten war gar nicht zu denken, so schnell hatte sich die Flamme verbreitet. Schon brannte das nächste Haus und die Gefahr wurde drohender. Doch den allgemein gerühmten Feuerlösch-Anstalten in Wien gelang es, der wilden Flamme Einhalt zu thun, und sie zu hindern, daß sie sich nicht noch weiter verbreitete. Erst gegen Morgen war die Feuerbrunst ganz gedämpft.

Wie war nun dieses Feuer entstanden? Ein Knecht war, wie man erzählt, auf den Boden ins Heu mit einem brennenden Lichte schlafen gegangen. Als er sich zur Ruhe begab, hatte er vergessen, das Licht in der Laterne, dessen Glas zerbrochen war, auszulöschen. Das Licht fiel um, ergriff das Heu, und erregte die schreckliche Feuerbrunst, welcher der leichtsinnige Knecht nur mit Gefahr entrann, indem die schnell sich verbreitende Hitze ihn aufweckte, und er mit einem schnellen Sprunge über die Stiege sich rettete.

Wieder eine Warnung für Hausväter, Hausmütter und Dienstmleute, nie mit einem brennenden Lichte auf Heu-Strohböden und andere Orter, wo leicht entzündbare Dinge sich befinden, sich zu begeben.

## 7. Zweytes Beyspiel.

Am 3. März 1815 brach ganz am Ende von Währing, (einem Dorfe, sehr nahe an Wien), in einem Hause auf dem Boden, welcher mit Stroh und Heu gefüllt war, in der Mittagsstunde Feuer aus, welches sehr schnell um sich griff, und den größten Theil des Dorfes einzusichern drohete. Das war ein Jammer der geängstigten Dorfbewohner, von denen sich viele in der Angst nicht zu rathen und zu helfen wußten. Doch viele aus ihnen verloren die Besonnenheit nicht; sie machten schnell Anstalten, das Feuer zu löschen, und in einer halben Stunde war die Flamme ohne weiteren Schaden, als daß es Heu und Stroh verzehrt oder verdorben hatte, gedämpft.

Man sagt, daß auch hier wieder Unvorsichtigkeit mit dem Lichte die Ursache dieser Feuersbrunst gewesen sey, die so verderblich hätte werden können. Die Landleute füttern sehr früh ihr Vieh. Nun war man mit einem Lichte auf den Heuboden gegangen, um das Futter zu fassen; eine Lichtschuppe war in das Heu gefallen, und hatte fortgeglimmt, bis es in helle Flammen ausbroch.

Auf ähnliche Art, durch schlechte Verwahrung des Lichtes kam einige Tage vorher in der Vorstadt Neubau in Wien in einem Keller Feuer aus, welcher mit Schmiedkohlen gefüllt war. Den vortrefflichen Feuerlösch-Anstalten in Wien gelang es nach zwey Stunden, dasselbe zu löschen; es hätte eine bedeutende und gefahrvolle Feuersbrunst entstehen können.

## 8. Drittes Beyspiel.

Am 10. April 1815 entstand in dem Keller eines Hauses der Allee-Gasse in der Vorstadt Wieden in



Wien, Feuer. Der Keller bestand aus vier Holzlagen, welche mit Bretern unterschlagen waren. Eine Holzlage gehörte einem im Hause wohnenden Tischler. Dessen Magd war so unvorsichtig, und trug Hobelspäne, die sich so leicht wie Feuerschwamm entzünden, in den Keller mit einem offenen Lichte. Leicht konnte es geschehen seyn, daß ein Funke von dem Dochte der Kerze abfiel. Dieser kleine, vernachlässigte Funke hat eine Feuerbrunst erregt, welche bey aller angewandten Hülfe erst nach drey Stunden gelöscht werden konnte, indem sich die Flamme über alle Holzlagen verbreitete. Zum Glücke ist kein anderweitiger Schaden geschehen, und kein Mensch bey dem gefährlichen Löschen im Keller verunglückt.

Liebe Freunde! alle diese Beyspiele werden euch hinlänglich warnen, mit Feuer und Licht äußerst vorsichtig umzugehen, und euch keine Nachlässigkeit in diesem Stücke zu Schulden kommen zu lassen. Hätte man bey dem Futterfassen in W ä h r i n g, hätte die Magd des Tischlers die kleine Mühe nicht gespart, das Licht in einer Laterne wohl zu verwahren, was für ein Unglück wäre verhindert worden!

### Der wohlthätige Landwehrmann.

---

Auf dem Rückzuge nach der Schlacht bey Leipzig zu Ende October 1813 plünderten und verheerten die Franzosen alle Dörfer, durch welche sie zogen. Die Einwohner derselben wurden schrecklich mißhandelt. Keine Person war ihnen so ehrwürdig, kein Ort so heilig, daß sie nicht räuberische Hand anlegten. Alles zitterte vor den zügellosen Plünderern.

So wurde auch der protestantische Pfarrer in N o h r a, einem Dorfe zwischen Erfurt und Weimar, rein ausgeplündert, herum gestossen und derb abgeprügelt. Der brave Mann übertrug das Unglück

nicht länger; er erkrankte, starb einige Zeit darauf, und hinterließ eine Frau mit sechs kleinen Kindern in den kläglichsten Umständen. Sie hatten nicht von einem Tage auf den andern zu leben.

Auf der nämlichen Straße zogen die Preußen hinter den Franzosen, und nachtlagerten in der Nähe des geplünderten Dorfes. Auch sie mußten Stroh, Holz, Pferdfutter zu ihrem Bedarfe aus dem Dorfe hohlen, da bey dem schnellen Verfolgen des Feindes ihnen nichts nachgeführt werden konnte.

Ein Preussischer Landwehrmann, der Sohn eines Predigers, überzeugete sich bey dieser Gelegenheit von der Noth und dem Elende im Pfarrhause und hatte in- niges Mitleiden mit der geplünderten Familie. Er theilte sein Brot und Fleisch mit ihr, und tröstete sie, mit dem Versprechen, daß er ein Mehreres thun werde, so bald er es im Stande seyn würde. Er schied mit herzlichster Theilnahme von derselben.

Nach einiger Zeit erfuhr er den Tod des Pfarrers. Die höchst traurige Lage der hinterlassenen Witwe und Waisen ging ihm sehr zu Herzen, er nahm seine ganze Barschaft, (sie bestand aus sechs Silberthalern,) und schickte sie denselben nebst einem tröstenden Briefe, mit der Bitte, diese geringe Gabe als eine kleine Aushülfe, die aus gutem Herzen kommt, anzunehmen, und er versprach, in der Folge weiter für die Verlassenen nach Kräften zu sorgen.

### Weichet behuthsam den Pferden aus.

Reitknechte führen oft nach gemachtem Ritte ihre und ihrer Herren Pferde am Zaume durch die Gassen von dem Orte, wo sie abgestiegen sind, nach Hause, oder sie führen sie herum, um sie abzukühlen. Andere reiten auf einem Wagenpferde in die Schmiede oder anderswohin, und lassen das andere, indem sie es am

Zügel halten, neben sich laufen; oder sie führen die Pferde, nachdem sie Tage lang im Stalle gestanden, aus, damit sie Bewegung machen, und frische Luft schöpfen. Diese Pferde sind oft sehr muthig und ihre Führer unvorsichtig. Sie bäumen sich, steigen in die Höhe, machen Seitensprünge, schlagen aus, und werden den Vorübergehenden sehr gefährlich. Liebe Kinder, weicht behuthsam diesen Pferden aus, damit ihr keinen Schaden nehmet. Es ist besser, daß ihr, wenn ihr nicht anders könnet, in ein Haus tretet, bis dieselben vorüber sind, als daß ihr sie zu nahe an euch vorbeigehen lasset. Machtet es nicht, wie viele leichtsinnige Buben, die solche Pferde noch mit einer Gärte hauen, bey den Schwanzhaaren zupfen, oder auf andere Art necken. Manche haben es schon mit einem derben Hufschlage gebüffet. Man kann nicht vorsichtig genug bey Pferden seyn, wie nachfolgende Unglücksgeschichten beweisen.

1. Eine Frau wird von einem Pferde schwer verwundet.

Anfangs Jänner 1815 führte ein Reitknecht zwey muthige Pferde über den Franziskaner-Platz in Wien. Eine Frau ging sorglos vorüber. Ein Pferd sprang seitwärts gegen die Häuser, schlug aus, und traf die Frau, ohne daß sie sich versah, so gewaltig auf den Kopf, daß sie augenblicklich wie todt zur Erde stürzte, und häufiges Blut vergoß. Ihre Wunde war zwar, wie man Anfangs befürchtete, nicht tödlich, doch aber sehr gefährlich und schmerzhaft. Erst nach Monathen war die Frau von derselben geheilt.

2. Ein Träger wird von einem Pferde erschlagen.

Einige Monathe vorher ritt ein Herrschaftskutscher zwey muthige Siebenbürger über den hohen Markt in

die Schmiede. Die Pferde waren mehrere Tage im Stalle, ohne angespannt zu werden, gestanden. Sie waren feurig und stätig. Unvorsichtig nahm der Kutscher den Weg nahe an den Häusern. Ein rasselnder Schubkarren kam ihm entgegen; eines der Pferde wurde erschreckt, und wollte ausreißen. Des Kutschers starker Arm hielt es beym Saume zurück. Aber da fing es zu springen und auszuschlagen an, daß Feuer von dem Steinpflaster sprühete. Ein Träger war auf dem Ecksteine des Hauses gefessen. Er konnte nicht geschwind genug sich reiten. Das Pferd schlug ihm mit dem Hinterhufe auf die Brust, daß er sinnelos zusammenstürzte. Blut floß aus Mund und Nase, und er verschied in dem nämlichen Augenblicke.

### 3. Ein Taubstummer wird beschädiget.

In der Mitte Novembers 1814 ereignete sich ein ähnlicher Unglücksfall in Wien. Zwey rasche Pferde, auf deren einem der Kutscher ritt, machten allerley Sprünge, und wollten nicht ruhig gehen. Der Kutscher hatte alle Plage mit ihnen, und war selbst in Gefahr, herab geworfen zu werden. Bey dieser Gelegenheit fiel ihm seine Mütze vom Kopfe auf die Erde. Ein gefälliger Taubstummer sah es, hob die Mütze auf, näherte sich den Pferden, und gab sie dem Kutscher. Aber im nämlichen Augenblicke schlug ein Pferd mit den Hinterfüßen aus, und traf ihn auf den Kopf. Glücklicher Weise war die Wunde wenig gefährlich, aber es war traurig, daß der arme Taubstumme für seinen Dienstfeier büßen mußte. Der Mangel an Gehör machte, daß der Taubstumme die Leute nicht hörte, welche ihm zuriefen, daß er sich ja nicht von hinten, sondern von vorne den Pferden nähern sollte.

## 4. Ein Knabe wird von einem Pferde geschlagen.

Am 1. September 1816 ging ein Knabe sorglos am Schranken neben dem Augustiner-Kloster in Wien, und versah sich keiner Gefahr. Ein Kutscher kam mit zwey muthigen Pferden, von denen er auf einem ritt, und das andere an der Hand führte, hinter dem Knaben daher gesprengt. Die Pferde bäumten sich, und das an der Hand schlug nach allen Seiten aus.

Nun hätte der Knabe, durch die heftigen Hufschläge am Steinpflaster aufgeschreckt, noch Zeit gehabt, sich innerhalb des Schrankens zu retten. Aber er versäumte es, und blieb aus Neugierde stehen. Die Pferde kamen ihm näher; das Pferd an der Hand wendete sich mit dem Hinterleibe gegen den Schranken hin, schlug aus, und streifte den Knaben auf dem Schienbeine, daß er zusammen stürzte, und vom Plaze weg getragen werden mußte. Er hatte eine sehr schmerzhaftete Wunde, die erst nach zwey Monathen geheilt werden konnte.

### Der Pudel als Lebensretter.

---

Am Eingange der Vorstadt Jägerzeil in Wien neben der Schlagbrücke sind immer mehrere Waschschiffe in der Donau, in welchen Wäscherinnen mit dem Ausschwenken der Wäsche beschäftigt sind. Auch Hundliebhaber finden sich in den Sommermonathen dafelbst ein, die ihre Hunde ins Wasser hegen, und von einer Menge Neugierigen umrungen sind, welche die Fertigkeit der Hunde im Schwimmen bewundern.

So ein Mann wusch am 19. Julius 1815 in der Gegend der nebenstehenden Kaffeh-Häuser seinen großen starken Pudel, als plötzlich ein großes, dickes Weib

aus einem Waschschiffe in die Donau stürzte. Wohl waren mehrere Nachen, aber kein Schiff-Fahrtskundiger, sie zu retten, da. Ohne sich zu bedenken sprang dieser Mann, obwohl er im Wasserfahren wenig geübt war, in einen kleinen Kahn, sein Pudel hinter ihm nach, stieß vom Lande, und erreichte glücklich das Weib, welches sich fest an ihn anklammerte, und neben dem Kahne im Wasser plätschete.

Aber bald bemerkte er, daß die Frau, wie sie in den Kahn zu gelangen suchte, zu schwer sey, ihn aus dem Gleichgewichte bringen, und ihn selbst ins Wasser ziehen würde. Er suchte sich deßhalb von derselben loszumachen; sie hielt ihn desto fester, und durch dieses Bemühen, sich ihrer zu entledigen, bekam er das Übergewicht, und war in größter Gefahr in die Donau zu stürzen.

Da fühlte er, daß ihn etwas rückwärts fest halte, und verhindere, daß er vorwärts nicht ins Wasser stürzen könnte. Es war sein treuer Pudel, der ihn so fest bey dem Rockschooße seines tüchernen Frackes gepackt hatte, daß das Tuch zerriß, und nur das starke Futter noch hielt. Durch diese Hülfe unterstützt kam der Mann wieder ins Gleichgewicht und zur Besinnung; er faßte neuerdings das Weib, und rettete es glücklich aus dem Wasser ins Schiff. Viele Gäste in den Kafseß-Häusern waren Zeugen dieses schönen Beyspieles von der Treue des Hundes. Mehrere eilten zum Nachen hin, worin sich das Weib bereits befand, und brachten den Retter mit ihr ans Ufer, während der kluge Pudel munter hinter dem Schiffchen nachschwamm.

Ihr losen Buben, die ihr oft aus Muthwillen Hunde necket und mißhandelt, lernet aus dieser Geschichte, was für Dienste uns diese nützlichen Hausthiere manchemahl leisten können!

## Menschenfreundlichkeit des Kaisers Alexander.

---

Alexander der Erste, Kaiser von Rußland, machte im Jahre 1804 eine Reise. Ein Postpferd stürzte vor einem Wagen seines Gefolges; der Postillon fiel herab, das Rad ging über den Fuß, und der Postillon war sehr schwer verwundet. Der Kaiser ließ auf der Stelle anhalten, und schickte nach seinem Leibwundarzte, der schon eine sehr weite Strecke Weges voraus gefahren war. Achthalb Stunden blieb der Monarch bey dem Verwundeten, tröstete ihn, und gab sein eigenes Schnupstuch her, um ihn zu verbinden. Als der Leibarzt den Verband gemacht, und die Mittel vorgeschrieben hatte, die in der Folge angewendet werden sollten, schenkte Kaiser Alexander dem Verwundeten 500 Rubel (770 fl. 50 fr. Conventions-Münze), und verließ ihn mit allen Zeichen der innigsten Theilnahme. Diese menschenfreundliche Handlung des erhabenen Monarchen wurde allenthalben bekannt; jeder freute sich in einem Lande zu leben, welches von einem so herzenguten Monarchen regiert wird. Das Schnupstuch, welches der Kaiser zum Verbande hergegeben hatte, kaufte ein Verehrer desselben um 100 Rubel (154 fl. 10 fr. C. M.), und bewahrt es als seinen größten Schatz.

## Ein junger Mensch erfriert.

---

Joseph Spörner, 15 Jahre alt, ging am 13. Jänner 1814 von Leuzenbrunn, seinem Wohnorte, um Butter zu verkaufen, nach Rothenburg an der

Tauber. Es war ein sehr kalter Tag, aber guter Weg, und der Fußgänger konnte die Kälte leicht, besonders wenn er starken Schrittes ging, aushalten. Den ganzen Nachmittag hindurch fiel Schnee in großen Flocken, und des Abends, als Spörner nach vollendetem Geschäfte nach Hause ging, erhob sich ein starker Wind und ein Gestöber, welches ihm Augen und Gesicht mit Schnee bedeckte, daß er kaum vorwärts sehen konnte. Alle Wege wurden mit tiefem Schnee bedeckt, und unkenbar gemacht; doch verirrete sich Spörner nicht, weil er schon hundertmahl zu jeder Jahreszeit diesen Weg gemacht hatte: aber niemahls war er ihm so beschwerlich gewesen; denn der heftige Wind hielt ihn bey jedem Schritte auf, und seine Füße sanken so tief in den Schnee, daß er sie nur wieder mit Mühe herauszog.

Dadurch wurde er nun sehr abgemattet, und als er nur mehr eine Viertelstunde Weges von seinem Wohnorte entfernt war, setzte er sich nieder, um auszuruhen. Vermuthlich hatte er sich dann auf den Bauch niedergelegt, um das Gesicht vor dem Schneegestöber zu verwahren. Die Kälte hatte gegen Abend sehr zugenommen. Nachdem Spörner nur einige Minuten so gelegen hatte, überfiel ihn ein Schlaf, welcher immer die in der Kälte Ruhenden anzuwandeln pflegt; er schlief ein und erfror.

Als man ihn am andern Tage fand, lag er auf dem Gesichte; die Nase und Stirn waren an die Erde angefroren, und sein Gesicht war ansehnlich breit. Arme, Füße und der Kopf waren so fest wie Stein gefroren, der Leib aber war es nur gelind. Man brachte den Erfrorenen so gleich ins Dorf, und der Arzt wendete alle Mittel zu dessen Wiederbelebung, aber fruchtlos an. Er legte ihn vier Stunden lang in kaltes Wasser, schlug ihn dann durch vierzehn Stunden in Schnee ein. Der Körper thauete zwar auf, und bekam ein menschliches Ansehen, allein das Leben kehrte nicht mehr in ihn zurück.

Warum ist der arme Spörner erfroren? Wenn



er sich nicht niedergesetzt hätte, und wacker fortgegangen wäre, hätte ihn wohl ein Schlaf überfallen? Hätte er nicht leicht noch das Viertelsündchen Weges zurück legen können? Aber vermuthlich hat er die Gefahr nicht gekannt, in der er schwebte, als er sich niedersetzte. Liebe Kinder, laßt euch durch dieses traurige Beyspiel warnen; gebet ja der Müdigkeit nicht nach, wenn ihr bey großer Kälte gebet, und setz euch nur nicht nieder, um auszuruhen. Thut ihr es, so seyd ihr ohne Rettung verloren. Das Schläfrigwerden ist ein gewisses Zeichen, daß die Kälte auf euren Körper gewirkt hat, es ist der Vorbothe des Erfrierens. Beweget euch um desto mehr, je mehr euch der Schlaf anwandelt, sonst seyd ihr verloren. Merket euch aber auch, wenn ihr durch Zufall zu einem Erfrorenen kommet, daß ihr ihn ja nicht in ein warmes Zimmer bringet, sonst ist er verloren. Viele Erfrorene sind nur scheinodt, und lassen sich wieder zum Leben bringen. Dieses geschieht durch Liegen im kalten Wasser, zu welchem man immer Schnee gibt, durch Einschlagen in Schnee und durch andere Mittel, die euch jeder Arzt erklären wird.

### Zornmüthigkeit, Zanksucht, Schlägererey.

Es ist doch traurig, daß so viele Menschen den Zorn nicht bezähmen können. Bey der geringsten Veranlassung, wo etwas gegen ihren Willen geschieht, wo sie sich beeinträchtigt oder beleidigt fühlen, brausen sie auf, das Blut waltet in ihren Adern, ihr Gesicht entstellt sich gräßlich, und ein Schwall von Zank- und Schimpfwörtern entströmt ihrem Munde. Die Roheren aus ihnen vergreifen sich leicht an ihrem Nebenmenschen, stoßen, schlagen und mißhandeln ihn auf die grausamste Art. Mord und Todtschlag sind schon erfolgt.

Liebe Kinder! lernet schon in der frühesten Jugend euren Zorn unterdrücken. Oft ist das Temperament an dem heftigen und schnellen Aufwallen des Blutes Schuld. Aber man kann es verbessern, wenn man sich von Jugend auf gewöhnet, Beleidigungen mit Geduld, Widersprüche ohne Einrede zu ertragen; wenn man nie seinen eigenen Willen mit Gewalt durchsetzen will, sondern wenn man lernt, nachgiebig zu seyn. Habet ihr nicht schon öfters Knaben mit einander zanken gesehen? Eigensinn war gewiß die Ursache des Zankes; jeder wollte Recht haben. Durch den gegenseitigen Widerspruch geriethen sie in Zorn, ihr Gesicht färbte sich bald roth, bald blaß, die Gesichtszüge waren verzogen; wie ein grimmiger Lieger strichen sie die Zähne, der Mund schäumte, mit gräßlichem Geschrey stießen sie Schimpfwörter aus, und da sie ihren Willen auf diese Art nicht durchsetzen konnten, sollte der Arm entscheiden; sie faßten sich bey den Haaren, schlugen sich mit Fäusten, warfen einander zu Boden, stießen sich mit Füßen, und mißhandelten, wüthenden Thieren ähnlich, einander auf die gräßlichste Weise. Was haltet ihr von so rohen, zornmüthigen, händelsüchtigen Buben? Was wird aus ihnen werden, wenn sie so in Zorn, Zank und Schlägerey aufwachsen? Wird wohl jemand gern mit ihnen umgehen? Wird man ihnen nicht wie einem tollen Hunde ausweichen? Und da jede Leidenschaft durch Befriedigung zunimmt, ist nicht zu befürchten, daß sie in der Folge gräßliche Thaten in ihrem Zorne verüben? Leset hier einige Beyspiele, und lernet daraus, welches Unglück entstehen kann, wenn man nicht schon früh sich gewöhnt, seinen Zorn zu unterdrücken, verträglich und nachgiebig zu seyn.

1. Ein Kutscher verwundet den andern sehr gefährlich.

In der Mitte Jänner 1815 wollte in Wien ein Kutscher dem andern vorsehren. Dieser ließ es nicht

geschehen, und trieb, indem er auf den andern fluchte, seine Pferde desto mehr an; der andere that desgleichen. Nachdem sie so eine Strecke im vollen Galope fortgesprengt waren, fuhren die beyden Wagen an einander. Da ergrimmete der eine, kehrte die Peitsche um, und schlug mit dem dicken Ende des Stieles den andern so derb auf den Kopf, daß er ihm eine tiefe Wunde beybrachte. Der Beschädigte fiel ohnmächtig von seinem Sige, der andere wollte mit dem Wagen entwischen; die Wache aber hielt ihn auf, und er wurde zur verdienten Strafe gezogen.

## 2. Zwey Bürger gerathen beyhm Spiele in Streit.

Drey Bürger Wiens, ein Fleischselcher, ein Seidenzeugmacher und ein Hausinhaber befanden sich zu Ende Jänner 1815 in einem Wirthshause einer Vorstadt, und spielten mit einander. Sie mochten sich beyhm Weinglase ein wenig zu gut haben geschehen lassen. Während des Spieles erhob sich wegen einer Karte ein Streit, der sich sehr leicht unter verträglichen Lauten hätte beylegen lassen. Aber vom Weine erhist, fingen der Fleischselcher und Seidenzeugmacher auf einander zu schimpfen an. Umsonst ermahnnte sie der Hausinhaber, der klüger war, zur Ruhe, und sagte, daß sie sich schämen sollten, an einem öffentlichen-Orte wegen einer so geringfügigen Sache einen lärmenden Streit anzufangen. Der Zank wurde immer heftiger und hartnäckiger. Beschimpfung folgte auf Beschimpfung, beyde schäumten vor Zorn. Sie fingen an einander zu stoßen und zu schlagen an. Da gerieth der Fleischselcher, der auch der Stärkere war, in Wuth; er faßte den Seidenzeugmacher beyhm Halse, und droffelte ihn so sehr, daß er augenblicklich die Sprache verlor, und kaum Athem schöpfen konnte. Andere Gegenwärtige griffen nun zu, und befreieten den Seidenzeugmacher aus den Händen seines bis zur Raserey er-

zürnten Gegners. Der Beschädigte war so übel daran, daß er am folgenden Tage nur sehr leise sprechen konnte, und erst nach längerer Zeit wieder zur vollen Sprache gelangte.

Liebe Kinder! ist es nicht eine abscheuliche Sache, wenn Menschen, die einander lieben und gegen einander gefällig seyn sollen, wie wüthende Thiere sich gegenseitig anfallen und beschädigen? Seht, wie Zornmüthigkeit, Zanksucht hier wieder die Ursache eines hartnäckigen Kaufhandels waren. Hätten diese Handelsüchtigen in der Jugend doch gelernt, ihren Zorn zu unterdrücken, sie würden sich nicht so weit vergangen haben.

### 3. Ein Bürstenbinder - Geselle verletzet im Zorne seinen Kameraden.

Wie eine sehr geringfügige Sache oft zornmüthigen und händelsüchtigen Leuten Veranlassung zu Zank und Beschädigungen geben kann, zeigt auch nachfolgende Thatsache.

Anfangs Februar 1815 assen zwey Bürstenbinder - gesellen an ihrem Arbeitsorte in Wien. Schon seit längerer Zeit suchte der eine den andern zu necken, und Streit mit ihm anzufangen; doch dieser war klüger, und wich behuthsam aus. Zu einem Gerichte bey ihrem Mahle gehörten hart gesottene Eyer. Der Händelsüchtige forderte das letzte Ey, welches dem andern zugezählt war, da jener seine Zahl Eyer schon verzehret hatte. Dieser verweigerte es ihm. Da fing der Händelsüchtige auf ihn zu schimpfen an, und behauptete, daß der andere schon eine größere Zahl Eyer genossen hätte. Dieser widersprach ihm nachdrücklich. Da wurde der zornmüthige Bursche so erbozt, daß er ein neben sich stehendes Geschirr mit siedendheißem Wasser ergriff, und dasselbe dem andern über den Kopf schüttete. Da jener sich schnell durch die Flucht vor ferneren Beschä-

digungen retten wollte, warf er ihm noch den schweren steinernen Trinkkrug nach, und traf ihn so gewaltig auf den Kopf, daß er ihm eine große Beule schlug. Das heiße Wasser hatte ihm die Haut am Kopfe und im Gesichte verbrannt, und man war für seine Augen besorgt. Doch lief die Beschädigung ohne weitere Gefahr ab. Es läßt sich leicht denken, daß die Obrigkeit den händelsüchtigen und zornmüthigen Burschen hart züchtigen ließ. Vielleicht lernt er durch die Strafe, seinen Zorn zu bezähmen, weil er es durch Vernunftgründe nicht thun wollte.

#### 4. Ein Knecht eines Fleischselchers schlägt seinen Kameraden todt.

Zwey Knechte eines Fleischselchers in einer Vorstadt Wiens, sollten am 23. Februar 1815 eine Arbeit verrichten, die ihnen von ihrem Dienstgeber aufgetragen worden war. Jeder sagte, daß die Arbeit ihm nichts angehe, und daß sie der Herr dem andern anbefohlen hätte. Darüber geriethen sie in Zank und Streit, wobey sie sich wechselseitig beschimpften. Hätten sie nicht klüger gethan, wenn sie beyde schnell zur Arbeit gegriffen hätten: wie bald würden sie dieselbe mit vereinten Kräften verrichtet haben? Aber keiner wollte nachgeben, der Zank wurde immer hartnäckiger und lärmender, die Beschimpfungen wurden immer kränfender. Beyde waren in den heftigsten Zorn gerathen, und suchten nun mit der Faust die Streitsache zu entscheiden. Da wurde einer bis zur Wuth entflammt; er ergriff ein im Hofe des Hauses liegendes schweres Stück Holz, und führte mit demselben einen so gewaltigen Streich gegen den Kopf des andern, daß dieser an der Stelle todt zur Erde stürzte. Der Mörder wurde von der Polizey = Wache ergriffen, und büßet im Kerker lebenslänglich die Strafe seiner verruchten That.

## Nöthige Aufsicht über Wahnsinnige.

Der vernünftige Mensch unternimmt seine Handlungen mit Überlegung, und sieht bey denselben auf die Folgen; er denkt, urtheilt und schließt. Dadurch unterscheidet er sich auch von dem Thiere, welches nach einem angeborenen Instincte handelt. Wenn der Mensch bey'm vollen Gebrauche seiner Vernunft etwas Verderbliches und Schädliches unternimmt, so ist er sträflich, weil er das Verbotigen hat, deutlich zu erkennen und zu unterscheiden, was recht und unrecht ist, und welche Folgen seine Handlungen haben werden. Er hat Freyheit des Willens, und wenn er Böses will, so ist es seine Schuld. Manche Menschen lassen sich, wie wir erst gelesen haben, durch eine aufbrausende Leidenschaft, durch Zorn, Rachgierde u. s. w. zu sträflichen Handlungen hinreißen; die Leidenschaft läßt sie nicht zur Besinnung kommen, raubt ihnen auf einige Augenblicke den Gebrauch der Vernunft, und sie unternehmen Dinge, welche sie allemahl wieder bereuen, wenn sie zur Besinnung kommen.

Solche Menschen, die sich von ihren Leidenschaften zu tadelnswerthen Handlungen hinreißen lassen, kann man mit Wahnsinnigen vergleichen. Sie entbehren aber nur kurze Zeit den Gebrauch der Vernunft; die Wahnsinnigen auf lange Zeit, oft durch die ganze Lebensdauer. Daher muß man die Wahnsinnigen unter die unglücklichsten Menschen rechnen, deren bedauernswürdige Lage nur dadurch erträglich wird, daß sie die Größe ihres Unglückes nicht fühlen, weil ihre Verstandeskkräfte zerrüttet sind. Sie leben in ihrer Sinnesverwirrung, wie im Traume und Taumel dahin, und verüben oft Thaten, deren der Mensch bey'm Gebrauche seiner Vernunft kaum fähig ist.

Da gibt es oft lose Buben, welche ein boshaftes Vergnügen daran finden, solche Unglückliche zu necken und zum Zorne zu reizen; aber mancher unter ihnen

hat es schon schwer gebüßt. In dem Dorfe Gr.\* warf der muthwillige Martin B.\*, der Sohn eines Bauers, einen wahnsinnigen erwachsenen Burschen mit Roth, und verspottete ihn auf alle mögliche Art. Der Bursche gerieth in heftigen Zorn, ergriff einen Stein, und warf ihn dem losen Buben, der schnell die Flucht ergriffen hatte, so gewaltig unter die Füße, daß er ihm den Knöchel zerschmetterte. Nur nach langer Zeit und unter großen Schmerzen konnte die Wunde wieder geheilt werden.

Auf gleiche muthwillige Art neckte ein anderer unbesonnener Knabe, (es war des Wagners Sohn und zehn Jahre alt,) die wahnsinnige Gattinn des Bauers S.\* in Lierach. Die Unglückliche war gewöhnlich sehr gelassen, und erduldet viele muthwillige Beleidigungen, ohne sich zu rächen. Da er ihr aber eines Tages unaufhörlich Kletten an die Kleider und in die Haare warf, ergrimmete das Weib, lief dem losen Buben nach, erreichte ihn, warf ihn zu Boden, würgte ihn, und würde ihn auf der Stelle erdrosselt haben, wenn nicht Leute augenblicklich ihm zu Hülfe gekommen wären, und ihn den Händen des rasenden Weibes entriffen hätten.

Man hat, um Wahnsinnige unschädlich für die menschliche Gesellschaft zu machen, und sie von ihrer Krankheit zu heilen, Irrenhäuser erbauet, in welchen sie verpfleget werden. Landesherrliche Verordnungen befehlen, diese Unglücklichen dahin zu bringen; aber wie oft vernachlässigen es die Verwandten derselben, der kleinen Kosten wegen, die ihre Verpflegung erfordert, und entschuldigen sich mit dem leeren Vorwande, daß der Wahnsinnige niemanden gefährlich sey, und sich leicht hüten lasse. Doch wie oft bricht so eine stille wahnsinnige Person in eine gräßliche Wuth aus, und füget andern den größten Schaden an Leib und Leben zu. Folgende schreckliche Geschichte, welche sich am 19. Februar 1814 zu K o s e l zugetragen hat, möge zur Warnung dienen.

Der dortige Zeichner, Johann Markwert, war seit einiger Zeit in einen stillen Wahnsinn verfallen, in dem er niemanden etwas zu Leide that. Man achtete wenig auf ihn, und glaubte hinlänglich für ihn gesorgt zu haben, wenn er sein Essen hätte, und vom Hause nicht weggelassen würde; deswegen war gewöhnlich die Thür versperrt, wenn seine Gattinn und ihre Schwester in der Krambude auf dem Markte waren, wo sie Zeichnungen, Kupferstiche u. dgl. verkauften.

An dem Unglückstage schickte seine Gattinn ihre Schwester vom Markte nach Hause, um zu sehen, was der Mann machte, den sie des Morgens im gewöhnlichen Zustande verlassen hatten. Aber kaum wurde er das Mädchen, die ihm gar nichts zu Leide gethan hatte, ansichtig, so ergriff er eine kleine Art, und versetzte ihr mehrere Hiebe auf den Kopf, daß sie todt zur Erde stürzte. Dann zog er sie aus der Stube in den Hofraum, wo er von Kindern gesehen wurde, die in der Nähe spielten. Diese erhoben über die gräßliche That ein jämmerliches Geschrey; Leute kamen herbey, und ergriffen den Rasenden, der sich geduldig fortzuführen und in sichere Verwahrung bringen ließ. Das Mädchen war erbärmlich zugerichtet, und ohne Rettung todt. Wie leicht hätte diese gräßliche Unglücksgeschichte können verhüthet werden, wenn man den landesherrlichen Verordnungen gemäß den Wahnsinnigen zu Anfang seiner Sinnesverwirrung in das Irrenhaus gebracht hätte!

### Der Argwohn täuscht oft.

Einem Schmuckarbeiter (Juwelier) in der Stadt L.\* kamen nach und nach mehrere Edelsteine und Ringe weg; er gab sich alle Mühe, den Dieb ausfindig zu machen, aber vergebens. Er hatte niemanden weiter



um sich, als einige Gefellen und die Dienstmagd. Fremde kamen selten ins Haus, und nie an den Ort, wo die Edelsteine in Verlust gerathen waren. Die Gefellen arbeiteten schon mehrere Jahre bey ihm, und waren ihm als ehrliche brave Bursche bekannt. Die Magd war vor nicht gar langer Zeit in den Dienst getreten, man kannte sie nicht sehr genau; auf sie fiel der Verdacht, und der Schmuckhändler beschloß, sie auf die Probe zu stellen.

Er wählte dazu einen Sonntag, wo die Gefellen nicht zu Hause waren, er selbst blieb den ganzen Tag vom Hause weg, und befahl der Magd auf alles genau Acht zu geben. Auf den Tisch hatte er mehrere Edelsteine gelegt, als ob er sie da vergessen hätte. Abends kam er nach Hause, und einige der schönsten Edelsteine waren wieder weg.

Der Schmuckhändler verlangte nun keinen Beweis weiter; er war völlig überzeugt, daß die Magd die Diebinn sey, und ließ sie verhaften. Diese läugnete bey Gericht alles, und behauptete, daß sie ganz und gar unschuldig wäre. Der Richter drang mehr in sie, da der Verdacht nach der Anzeige des Schmuckarbeiters sehr gegründet war. Man untersuchte den Koffer, in welchem sie ihre Kleidungsstücke hatte. Man fand zwar nichts; doch entdeckte man hinter demselben, wo er an die Mauer anstand, einen sehr schönen Diamanten. Nun glaubte man, dorthin habe sie die gestohlenen Steine verborgen; man suchte eifriger nach, und fand wirklich mehrere derselben und einen Ring.

Nun schien der volle Beweis da zu seyn, daß die Magd die Diebinn wäre; sie behauptete zwar immer ihre Unschuld; man hielt aber ihre Behauptungen für ein hartnäckiges Lügner, und sie sollte mit Strenge zum Geständnisse ihrer That gebracht werden.

Da saß denn der Schmuckarbeiter eines Tages ganz allein in seinem Zimmer, und arbeitete eifrig fort. Auf einem Seitentische am Fenster lagen mehrere Edelsteine und Ringe, auf welche die Sonne schien, und die sehr glänzten. Eine zahme Krähe, die man

seit einem halben Jahre im Hause aufgezogen hatte, flog vom Hofraume, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, auf das offene Fenster, sprang auf den Tisch ins Zimmer, ergriff mit dem Schnabel einen mit Edelsteinen besetzten Ring, und flog damit auf einen Baum, der im Hofe stand. Der Schmuckarbeiter hatte ihr, ohne sich zu bewegen, zugeesehen. Er ging ihr sogleich nach, und fand alle in Verlust gerathenen Sachen, außer jenen, welche man hinter dem Koffer entdeckt hatte, in einem Loche dieses Baumes.

So froh der Schmuckarbeiter war, daß er den Dieb entdeckt hatte, und wieder zu seinem gestohlenen Eigenthume kam, eben so sehr schmerzte es ihn, daß er die Magd unschuldig verklagt hatte; denn nun war es ihm auch klar, daß die Krähe die Edelsteine hinter den Koffer getragen habe. Er eilte zu Gericht, machte die Unschuld des Mädchens bekannt, und both sich an, der gekränkten Magd Genugthuung zu leisten. Das Gericht fertigte ihr ein schmeichelhaftes Zeugniß ihrer ganz erwiesenen Unschuld aus; der Schmuckarbeiter führte sie nach Hause, bath sie in Gegenwart seiner Gesellen und Nachbarn um Vergebung, und versprach ihr, väterlich für sie zu sorgen. Er hielt auch Wort. Sie blieb noch mehrere Jahre im Hause, und diente ehrlich und treu. Ein wackerer Tischlergeselle warb um ihre Hand; der Schmuckarbeiter kaufte ihm eine Meisterstelle, richtete seine Werkstätte mit allem Nöthigen ein, und gab der treuen Magd eine reichliche Ausstattung. Sie hatten an ihm bis zu seinem Tode einen großen Freund und Wohlthäter, der ihnen bey jeder Gelegenheit mit Rath und That an die Hand ging.

### Seyd vorsichtig bey euren Spielen und Unterhaltungen.

1. Ein Knabe wird überführt.

Ein fünfjähriger Knabe kletterte am 3. May 1815 auf den Schranken, der auf beyden Seiten der abhängigen

Straße jenseits der Kasumow'skischen Brücke in Wien gegen den Prater zu, sich befindet; er ritt auf demselben, und schaukelte lustig hin und her. Aber in dem Augenblicke, als eine zweispännige Kalesche rasch vorüber fuhr, verlor er im Schaukeln das Gleichgewicht, fiel von dem Schranken herab, und kollerte unter den Wagen. Die Räder gingen über ihn, und er wurde, mit Blut bedeckt und ganz außer sich vor Schrecken, vom Plaze weggetragen. Zum Glück war tiefer Staub auf der Straße, in welchen ihn der Wagen eindrückte, wodurch verhindert wurde, daß er nicht tödtlich verletzt ward. Doch litt er viele Wochen hindurch große Schmerzen.

Wodurch hat sich dieser kleine Knabe das Unglück zugezogen? Ist es wohl klug, daß er auf einem hohen Schranken ritt? Warum nicht? Was war wohl leicht voraus zu sehen? War er aber nicht auch sehr unbesonnen, daß er sich einen Plaz zum Spielen wählte, wo viele Wagen vorüber fahren, und wo er leicht unter dieselben gerathen konnte. — Liebe Freunde! ihr seyd schon älter und verständiger; was wollet ihr bey euren Spielen beobachten? — Der kleine Knabe ist sehr zu bedauern, daß er in dieses Unglück gerathen ist; jene, die über ihn die Aufsicht hatten, oder verständigere Leute hätten ihn, weil er selbst nicht so klug war, vor dem Unglücke warnen sollen. Was wollet ihr thun, wenn ihr ein anderes Kind ein ähnliches Spiel unternehmen sehet?

## 2. Ein Knabe ertrinkt bey'm Fischen.

Am 8. Julius 1815 Nachmittags ging ein zehnjähriger Knabe mit seinem jüngern Bruder an das Ufer der Donau in die Leopoldstadt, um mit der Angel zu fischen. Die Angel hing an einer langen und schweren Stange, welche er nur mit vieler Anstrengung schwingen konnte. Eben als er glaubte, daß ein Fisch an die Angel gebissen habe, und als er dieselbe ans

Land schländern wollte, fiel ihm die Stange aus der Hand und ins Wasser. Der Knabe wollte derselben nachhelfen; er machte einen Sprung vorwärts ins Wasser, erhielt aber keinen Grund, ging unter, wurde von dem reißenden Strome fortgerissen, und kam nicht mehr zum Vorschein. Sein kleinerer Bruder fing ein jämmerliches Angstgeschrey an, und rief aus Leibeskräften um Hülfe. Die Schiffer eilten in Rähnen herbei, und ruderten nach dem Plage, wo der arme Knabe verunglückt war. Sie fuhren den Strom abwärts nach allen Richtungen, konnten aber nichts mehr von dem Verunglückten entdecken; er war ohne Rettung verloren. — —

Was lernt ihr, Kinder, aus dieser Unglücksge-  
schichte? Ist das nicht eine gefährliche Unterhaltung,  
mit einer schweren Angelstange an einem reißenden  
Strome zu fischen? Konnte es nicht leicht geschehen,  
daß der Knabe, wie er sich anstrengte, die Angelstange  
zu schwingen, auf dem schlüpfrigen Boden ausglitschte,  
und ins Wasser fiel? Und da ihm die Stange aus den  
Händen gefallen, war es nicht höchst unbesonnen, in  
das Wasser, dessen Tiefe er nicht kannte, zu springen,  
um sie wieder zu erhaschen? Wie schwer mußte der  
arme Knabe seine Unbesonnenheit büßen! Freunde!  
seyd bedächtlicher bey allen euern Unternehmungen.

### 3. Ein Jüngling verunglückt in der Donau.

Freyherr von B\*, ein munterer Jüngling von sechs-  
zehn Jahren, glaubte sich schon der Aufsicht seines  
Hofmeisters entwachsen, und wollte sich nicht mehr von  
ihm rathen und zurecht weisen lassen, so gut es die-  
ser mit ihm auch meinte, da er dessen Leichtsinn und  
Unbesonnenheit in vielen Fällen kennen gelernt hatte.

Im Junius 1816 ging er mit demselben und sei-  
nem jüngeren Bruder in den Prater spazieren. Sie  
wählten die Gegend des Stadtgutes bey der Schwimm-  
schule, und gingen an dem Ufer der Donau abwärts.

Dort trafen sie einen Kahn an. Der ältere Bruder sprang in denselben, und lud seinen Bruder ein, ihm zu folgen, indem er vom Lande stoßen, und ihn an dem Ufer den Strom abwärts führen wollte. Schon war der Jüngere im Begriffe, an dem unbesonnenen Waggstücke des Älteren Theil zu nehmen, als der Hofmeister beyde bath, auf dem Trocknen zu bleiben, und da sie des Wasserfahrens unkündig wären, sich nicht der Gefahr auszusetzen, daß sie vom Strome fortgerissen würden und verunglückten. Der Ältere achtete nicht der Warnung, und drang in den Jüngeren, in das Schiffchen zu steigen, indem er sagte, daß gar nichts zu befürchten wäre. Doch der Hofmeister hielt diesen mit Gewalt zurück. Da stieß der Ältere, dem Hofmeister zum Troge, vom Lande; durch das Schwanken des Kahnes verlor er das Gleichgewicht, und stürzte in den Strom, der an diesem Orte tief und reißend war. Augenblicklich ward er von den Wellen verschlungen: man rief um Hülfe, aber niemand war zur Rettung da: der Unglückliche ertrank vor den Augen des Bruders und Hofmeisters, ohne daß diese ihm helfen konnten.

### Der menschenfreundliche Gläubiger.

---

Wey dem großen Brande von Chateau d'Or war das Haus eines wenig bemittelten, aber grundehrlichen Handwerkers in Asche gelegt worden, und er hatte durch das Feuer auch den größten Theil seiner Arbeitsstoffe und Werkzeuge verloren. Im Vertrauen auf Gott hoffte er bey seiner bekannten Ehrlichkeit Freunde zu finden, die ihm Geld vorstrecken würden, damit er sein Haus ausbauen, und das zum Betriebe seines Handwerkes nöthige Geräthe sich anschaffen könnte. Er glaubte bey seiner Geschicklichkeit und seinem gewohnten Fleiße in der Folge mehrerer Jahre

sich so viel durch Sparsamkeit erübrigen zu können, daß er im Stande seyn würde, die in der jezigen Noth gemachten Schulden zu bezahlen. Er fand Freunde, und alles ging nach Wunsch.

Mehrere Monate nach dem Brande ging der Handwerker in ein benachbartes Dörfchen zu einem alten Manne, um ihm den Zins von einer kleinen Summe Geldes zu überbringen, die ihm derselbe beym Antritte seines Gewerbes, lange vor dem Brande, vorgestreckt hatte. Er wollte ihn zugleich bitten, mit der Zurückforderung dieser Summe noch länger zu warten, weil er durch das erlittene Unglück lange nicht im Stande seyn würde, die Schuld abzutragen.

„Du bist mir ja nichts schuldig,“ sagte mit lächelnd freundlicher Miene der alte Sch. weizer. „Wollte Gott!“ entgegnete der Handwerker, „einen ehrlichen Mann drückt es hart, daß er die Schuld nicht erstatten kann, die Ihr mir auf Treue und Glauben als einem jungen Anfänger vorgestreckt habet. Doch Ihr seyd ein menschenfreundlicher Mann, Ihr seyd durch meinen Schuldbrief sicher gestellt, und hätte mich das Unglück des Brandes nicht betroffen, so würdet Ihr auch schon dankbar bezahlt seyn.“

„Sey darüber ruhig, mein Bruder,“ sagte da der ehrwürdige Alte, und begib Dich in Frieden nach Hause: das Feuer, welches dein Haus verzehret hat, hat auch die Schuldverschreibung verbrannt. Ich habe von nun an weder Capital noch Zinsen an Dir zu fordern. Trachte nur deine übrigen Gläubiger zu befriedigen, und mit Gottes Hülfe wird es Dir durch Fleiß und Redlichkeit gelingen.“

Der Handwerksmann wollte danken; der alte Schweizer geboth ihm Stillschweigen, und beyde schieden mit inniger Nührung und herzlichen Segnungen von einander.

## Die Enkel tilgen die Schuld des Großvaters.

---

Der Kaufmann Fourgassier zu Castré in Frankreich hatte unverschuldet bey seinen Handelsgeschäften allerley Unfälle erlitten, und war in seinem Vermögen so weit herabgekommen, daß er zuletzt genöthiget war, einen Bankerott zu machen, d. i. all sein weniges Vermögen den Gläubigern zu überlassen, daß sie es verkaufen, und sich davon, so weit es reichte, zahlen sollten. Diese verloren dabey ansehnliche Summen, und Fourgassier war sehr gekränkt, daß die Sache ohne sein Verschulden ein so schlimmes Ende nahm. Er lebte bis zu seinem Tode in größter Armuth, und war sehr betrübt, daß seine Ehrlichkeit und sein guter Ruf, welche er bisher immer unversehrt erhalten hatte, durch den Bankerott in einem zweydeutigen Lichte erschienen: denn argwöhnische Leute konnten glauben, daß er durch eigene Schuld in schlechte Umstände gerathen sey, oder daß er sich heimlich, wie es manche gewissenlose Bankerottier gethan haben, etwas von seinem Vermögen zu seinem künftigen Unterhalte auf die Seite geschafft habe. Dieser Gedanke schmerzte ihn sehr, und noch auf dem Todtbette bath er seinen einzigen Sohn, thätig und sparsam zu seyn, mit allen Kräften auf Erwerbung eines Vermögens hinzuarbeiten, und wenn er in günstigere Umstände kommen sollte, den Gläubigern die Schulden des Vaters zu zahlen, und dadurch dessen Ehre im Grabe zu retten. Der Alte starb beyläufig vor achtzig Jahren.

Dem Sohne war das Glück eben nicht sehr günstig, und so sehr er es auch wünschte, konnte er es doch nicht so weit bringen, den Willen des Vaters zu vollziehen. Doch hatte er nicht fruchtlos gearbeitet; sein Hauswesen war im guten Stande, sein Credit befestiget, und eben dadurch hatte er seinen Söhnen

die Mittel vorbereitet, in der Folge das zu thun, was ihm bisher nicht möglich gewesen war. Er starb mit den nähmlichen Ermunterungen und Bitten an seine Söhne, die einst sein sterbender Vater an ihn gemacht hatte.

Die letzten Worte des Vaters fielen nicht auf steinigen Grund. Die drey Söhne, zur Tugend, Rechtchaffenheit und Sparsamkeit erzogen, brachten es in wenigen Jahren zur Wohlhabenheit, und sie dachten nur, des Großvaters und Vaters Wunsch mit seltener Ehrlichkeit zu erfüllen. Schon vor zwölf Jahren gelang es dem ältesten derselben, Peter Fourgassier, der ebenfalls Kaufmann in Casre ist, den dritten Theil der Schuld zu tilgen, und er gab den zwey Brüdern dadurch ein nachahmungswürdiges Beispiel der Kindespflicht und Alternliebe. Diese blieben nicht zurück. Jacob und Anton Fourgassier tilgen nun den übrigen Rest der Schuld. Sie suchen überall Kinder und Kindeskinde der Gläubiger ihres Großvaters auf. Reisen, Mühe, Sorgen und Ausgaben schecken sie nicht zurück, und sie schätzen sich am glücklichsten, wenn sie einen Gläubiger aufgefunden haben, dem sie alles bis auf den letzten Häller zurück bezahlen können. Diese seltene Redlichkeit hat nun Gelegenheit zu vielen schönen Handlungen gegeben, indem manche Gläubiger, durch das Beispiel der edlen Brüder ermuntert, das zurückbezahlte Geld zur Unterstützung der Armen und zu andern wohlthätigen Zwecken verwendet haben.

### Vorsicht mit Feuegewehren.

Die Unglücksfälle, die alljährlich durch Feuegewehre veranlaßt werden, sind so zahlreich, und so oft sind Kinder das Opfer ihres leichtsinnigen Spieles, daß man nicht genug Warnungsgeschichten erzählen kann, um sie in dieser Hinsicht bedächtlicher zu machen. Hier folgen einige aus den letzten Jahren.



Nach einem angenehmen Spaziergange im Sommer 1814 setzte sich Herr Hugh Massy in seinem Hause zu Riversdole mit seiner Gesellschaft an den Tisch, um das Vesper-Brot einzunehmen. Jedermann war munter und froh. Auf dem Tische lag eine geladene Pistole mit einem Stecher, der sehr leicht ging. Einer von der Gesellschaft schob die Pistole auf die andere Seite des Tisches. Der Stecher streifte vermuthlich an etwas; die Pistole ging los, und traf Herrn Hugh in den Kopf, daß er augenblicklich todt zur Erde sank. Man stelle sich den Schrecken der ganzen Gesellschaft und besonders desjenigen vor, der die Pistole berührt hatte.

Wie hätte dieser Unglücksfall leicht vermieden werden können? War es nicht höchst unvorsichtig, eine scharf geladene Pistole, die so leicht losging, auf dem Tische liegen zu lassen? Leider hatte der Eigenthümer derselben, Herr Hugh, für diese Unvorsichtigkeit nur zu schwer gebüßet.

## 2. Ein Mädchen wird durch einen Pistolenschuß getödtet.

Wie unvorsichtig es sey, geladene Gewehre in Wohnzimmern zu verwahren, beweiset folgende Unglücksge-  
schichte, welche sich im April 1814 zu Großmüh-  
lingen ereignete.

Der Zimmermann Märtenß war eben bey dem Bauer Paul auf einem Besuche, als dessen Tochter ein Kleidungsstück von dem hohen Schranke herabheben wollte. Sie konnte dasselbe nicht langem, hielt sich mit einer Hand oben an dem Schranke, und hüpfte in die Höhe, um es zu erhaschen. Der Schrank stand nicht fest, und durch die Schwere des Mädchens vorwärts gezogen, wollte er umfallen. In dem nämlichen Augenblicke sprang der Zimmermann schnell her-  
bey, hielt mit einer Hand den Schrank, und da zu

gleicher Zeit eine Pistole, die auf dem Schranke lag, herabfallen wollte, griff er diese mit der andern Hand auf. Sie war geladen, und ging los; die Kugel fuhr durch das Fenster, und traf da ein Mädchen, das mit ihrem Vater in der Straße Holz sägte, in den Hinterkopf so, daß es auf der Stelle todt blieb.

Der Schrecken aller Anwesenden läßt sich nicht beschreiben, und besonders die traurige Lage des braven Zimmermannes, der mit gefälliger Dienstfertigkeit, um ein Unglück durch den Fall des Schrankes zu verhüten, unschuldiger Weise ein noch größeres anrichtete. Ist es wohl verzeihlich, ein geladenes Schießgewehr in einer Wohnstube an einem Orte aufzubewahren, wo es nicht sicher lag? Welche Vorwürfe wird sich der Bauer Paul durch sein ganzes Leben deswegen machen?

### 3. Ein Schreiber erschießt seinen Amtsbruder.

Nach geendeter Amtsstunde gingen zu Anspach (es war im Jänner 1815) zwey Schreiber zu einem ihrer Freunde, um ihn zu besuchen. Er war nicht auf seinem Zimmer. Kurz vorher war er von einer Reise zurück gekommen, und hatte die geladenen Pistolen auf einen Nagel gehängt. Der ältere der beyden Schreiber, ein Mann von 23 Jahren, der doch bedächtlicher in seinem Thun und Lassen hätte seyn sollen, nahm eine Pistole in der Meinung, daß sie nicht geladen sey, von der Wand, spannte den Hahn, zielte auf seinen sechszehnjährigen Amtsbruder, drohete im Scherze, ihn zu erschießen und Unglück! — die Pistole ging los, die mörderische Kugel drang dem Jünglinge durchs Herz, daß er auf der Stelle zu Boden stürzte.

Verzweifelnd warf sich der leichtsinnige Mörder auf seinen röchelnden Freund, bath ihn um Vergebung, benetzte ihn mit seinen Thränen, und verwünschte die unselige That. Doch nichts mehr konnte den Unglück-

lichen ins Leben zurück rufen; er verschied in den Armen seines trostlosen Amtsgenossen.

Freunde! versetzt euch im Gedanken in die Lage des Mannes, der durch unverzeihlichen Leichtsinns seinen Freund gemordet hat, hört die Vorwürfe, die er sich macht, empfindet die nagenden Gewissensbisse, die ihn Tag und Nacht quälen, und ihr werdet gewiß nicht mit Feurgewehren leichtsinnig spielen! — —

#### 4. Ein Edelmann tödtet seinen kleinen Neffen.

Selbst Jäger und Jagdfreunde, die doch mit Schießgewehren gut umzugehen wissen, können großes Unglück anrichten, wenn sie die Besonnenheit verlieren, oder leichtsinnig diese mörderischen Werkzeuge gebrauchen.

Ein Edelmann besuchte im December 1814 seinen Bruder auf dem Landgute, und ging seiner Lieblingsunterhaltung, der Jagd, nach. Eines Tages nahm er seines Bruders Spürhund mit, der nicht sehr an Gehorsam gewöhnt war. Der Hund entlief ihm, und eilte geradeß Weges nach Hause. Alles Rufen und Pfeifen war fruchtlos. Der jagdlustige Edelmann war darüber aufgebracht, und wollte den störrigen Hund dafür züchtigen. Hestig eilte er ihm nach, und fand ihn in der Kindsstube seiner Schwägerinn, welche unpaßlich im Bette lag. Zur Seite stand ihr die Kindsmagd, mit dem einzigen, wunderschönen Söhnchen auf dem Arme, der süße Worte zu der Mutter lallte. Der Hund hatte sich unter das Bett verkrochen, und dort Schutz gesucht. Der erzürnte Jagdfreund reißt ihn hervor, und versetzt ihm etliche gewaltige Stöße mit dem Kolben seiner Flinte; das Gewehr geht durch das heftige Anstoßen los, die Kugel fährt dem Kinde durch den Kopf, und zerschmettert ihm elend das Gehirn. Das arme Würmchen, durch die Unbesonnenheit seines Oheims gemordet, fiel todt, die Magd aber ohnmächtig zu Boden.

Ergriffen von dieser Schauer-Szene lief der unbefonnene Jäger wie wahnsinnig im Zimmer herum, verwünschte sein Leben, und suchte den Tod, indem er sich bey Bruder und Schwägerinn als den Mörder ihres Kindes anklagte. Durch eigenen Schmerz selbst tief gebeugt, suchten diese doch den unglücklichen Bruder zu beruhigen, und ihrer thätigen Liebe und ihrem Edelmuthe verdankt er es, daß er nicht in Wahnsinn verfiel, der ihn lebenslänglich unglücklich gemacht hätte. Der Nahme des getödteten Kindes versetzt noch jetzt alle drey in tiefe Betrübniß, und oft beweinen sie mit stummen Thränen die Unbesonnenheit des unglücklichen Jagdfreundes, dem das Bild des getödteten Nesten immer vor Augen schwebt, und neue Vorwürfe macht.

#### 5. Ein Holzwächter wird verwundet.

Ein Holzwächter, ein alter Mann und Vater mehrerer Kinder, ging zu Ende April 1815 auf dem Holzplaz in der Brigitten-Au bey Wien sorglos seinen Geschäften nach, als er plötzlich von dem jenseitigen Ufer der Donau herüber in den Fuß geschossen wurde. Er stürzte zusammen, man kam ihm zu Hülfe, und rief einen Arzt herbey. Dieser fand, daß die Kugel durch die Wade bis zum Schenkein gedrungen sey, und fest stecke. Er schnitt sie ihm heraus. Die Kugel selbst war schon platt gedrückt, und ließ vermuthen, daß sie von einem Steine abgeprellt, und von da dem Holzwächter in den Fuß gefahren sey.

Wer war nun wohl der unvorsichtige Schütze, der dieses Unglück angerichtet hatte? — Ein Bewohner des jenseitigen Ufers, der öfters zur Unterhaltung mit Kugelflugen auf Raben schießt. Er hatte nicht vermuthet, daß ihm ein Mensch in den Schuß kommen könnte, und hätte auch Niemanden beschädigt, wenn seine Kugel nicht abgeprellt wäre. Aber höchst unvor-

sichtig war es doch, an einen Ort hinzuschießen, wo Menschen öfters hin und her gehen.

Doch der Beschädigter erkannte seinen Fehler, und eilte selbst dem Beschädigten mit Hülfe und Unterstützung zu, die der alte Mann mit seinen Kindern um so mehr brauchte, da er durch die Fußwunde auf längere Zeit außer Stand gesetzt war, seinem täglichen Erwerbe nachzugehen. Der unglückliche Schütze hat es auf sich genommen, die Cur-Kosten zu bezahlen, und so lange er leben wird, Wohlthäter an der Familie des Beschädigten zu seyn.

### 6. Eine Slavakinn verwundet einen Mühljungen.

Ein Mühljunge zu Bruck an der Leitha hatte im März 1816 eine Flinte geladen, um mit derselben nach den Ratten zu schießen, die sich bey den Wasserwerken zahlreich sehen ließen. Die Flinte versteckte er unter Bretern, welche im Hofe aufgeschichtet waren.

Eine Slavakinn, immer voll munterer Laune und muthwilligen Scherzes, welche ihren Weizen in der Mühle mahlen ließ, und gern mit dem Mühljungen schäkerte, entdeckte die Flinte unter den Bretern, ergriff sie, und drohete im Scherze, sie auf ihn loszufeuern. Sie vermuthete gar nicht, daß die Flinte geladen sey. Wie sie dieselbe zum Gesichte nahm, und den Hahn spannte, blieb ihr weiter Hemden-Armel an dem Zinkchen hängen; die Flinte ging los, und der Schuß streifte den Mühljungen oben an der Nase neben den Augen nach der Seite. Der Bursche stürzte zu Boden, und man hielt ihn für verloren, (denn man glaubte, daß vielleicht einige Schrotte in das Gehirn gedrungen seyen). Häufiges Blut floß, und er verlor alle Besinnung; halb todt wurde er vom Plaze getragen; doch durch ein unbegreifliches Glück war die Verwundung an der Wurzel der Nase nur leicht, und weder das Gehirn noch die Augen waren verlegt. Doch brauchte die Wunde einige Monate, bis sie heilte.

Die Slavafinn wurde wie wahnsinnig vor Schrecken, als sie das Unheil sah, welches sie durch ihren muthwilligen Scherz angerichtet hatte, und seit dieser Zeit geht sie trübsinnig und schwermüthig herum. Der gewöhnliche Frohsinn und die muntere Laune hat sich ganz verloren.

#### 6. Muthwilliger Scherz eines Knaben.

Im Herbste 1815, als der Raubmörder Graßel mit seiner Bande in einigen Gegenden Oesterreichs haufete, und die Gefahr vor seinen Anfällen, wie es bey dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, durch das Gerede der Leute viel mehr vergrößert wurde, als es nöthig war, versahen sich die Reisenden mit Waffen, um sich leichter gegen jeden Angriff vertheidigen zu können. So hatte auch der Müllermeister B\* von Loibersdorf, wenn er wöchentlich auf den Mehlmarkt nach Wien fuhr, eine geladene Pistole zu sich genommen. Wenn er nach Hause kam, wurde die Pistole in den Gewehrkasten gehängt, derselbe versperrt, und der Schlüssel abgezogen.

Lange Zeit darauf, im Frühjahre 1816, als die Gefahr vor Räubern und die geladene Pistole schon lange vergessen waren, blieb der Schlüssel am Gewehrkasten stecken. Des Müllers Sohn, ein Knabe von dreizehn Jahren, bekam Besuch von seinen Gespielen. Da wurden nun nach andern Schäkereyen auch die Gewehre aus dem Kasten genommen, und gemustert. Des Müllers Sohn war schon oft mit seinem Vater auf der Jagd gewesen. Jedes Gewehr nahm er zum Gesichte, und zeigte, wie er schieße, und aus welchem er am sichersten treffe.

Die Reihe kam auch an die Pistole. Diese gehört, sprach er, gegen die Räuber. Fällst du mich an, sagte er zum dreizehnjährigen Wagnerssohn, so bist du des Todes. Dieser war furchtsam, und wich zurück, wie er ihm so im Scherze drohte. Des Müllers Sohn,

der nicht glaubte, daß die Pistole geladen sey, wollte ihn noch mehr ängstigen und zielte nach ihm. Der andere sprang bey der Thür hinaus, und als er sich um die Schwelle herum bog, ging die Pistole los, und der Schuß fiel ihm in die Schulter. Der arme Knabe stürzte zu Boden und häufiges Blut floß aus der Wunde. Des Müllers Sohn war wie gelähmt vor Schrecken. Tausendmahl verwünschte er seinen muthwilligen Scherz, und bath seinen Freund um Verzeihung. Aber alles dieses konnte das Übel nicht mehr gut machen. Hätte er vorher bedacht, was für traurige Folgen sein unbesonnener Muthwillen haben kann, so hätte er das Unglück nicht angerichtet!

### Der menschenfreundliche Samaritan.

Am 1. Februar 1815 ging die Gattin eines Pontonniers-Gefreyten Abends nach zehn Uhr aus der Stadt Wien, wo sie Dienstverrichtungen hatte, in die Vorstadt Kossau nach Hause. Am Michaeler-Platz bog sie gegen die Herrengasse um die Ecke, und wollte einem dicht vorbey fahrenden Fiaker-Schlitten ausweichen; aber sie nahm den Sprung zu kurz, der Schlitten schlüderte gegen das Haus, die Deichselstange erreichte und streifte sie an der rechten Brust, und warf sie zu Boden.

In dem ersten Schrecken glaubte sie, nicht viel beschädiget worden zu seyn; aber sie konnte kaum aufstehen. Nur mit vieler Anstrengung half sie sich auf die Beine, und schlenderte mühsam an den Häusern, an deren Mauern sie sich anhielt, den Kohlmarkt hinab, um zu einer Freundin zu gelangen, welche sie bitten wollte, daß sie sie nach Hause begleiten möchte. Als sie aber auf den Graben kam, konnte sie nicht mehr weiter, und sank ganz erschöpft an einer Hausstorch-Säule nieder.

Da gingen nun mehrere Menschen vorüber, sahen das Weib in Schmerzen liegen und jammern, bekümmerten sich aber nicht um dasselbe, und gingen ihren Weg weiter. Manche wünschten zwar, daß die arme Frau zu einem Wundarzte oder anderswo hin gebracht und dort gepflegt werden möchte; aber sie legten nicht selbst Hand an, machten auch keine weitere Vorkehrung. In diesem traurigen Zustande, so ganz verlassen, wie sie in halb vernehmlichem Tone nach Hülfe ächzete, fand sie ein edler, menschenfreundlicher Graf, (es war ein Fremder in Preussischen Diensten, der sich während des Congresses in Wien aufhielt). Er näherte sich der beschädigten Frau, erkundigte sich mit liebevoller Herablassung nach dem Unglücke, das ihr zugestoßen war, ward von Mitleiden gerührt, und bezahlte auf der Stelle Leute, welche sie mit Hülfe seines Bedienten zu ihm nach Hause in sein Zimmer bringen mußten. Hier schickte er augenblicklich nach einem Wundarzte, ließ sie untersuchen und pflegen, und sprach ihr recht freundschaftlich Trost zu. Da der Arzt erklärte, daß die Beschädigung nicht sehr gefährlich sey, und daß die Frau leicht könnte in ihre Wohnung gebracht werden, daß es ihr auch dienlich seyn würde, bey den Ihrigen Ruhe und Erholung zu genießen, so miethete der gute Graf einen Wagen, ließ die Frau mit Arzeneyen versehen, beschenkte sie reichlich, und schickte sie mit dem herzlichsten Wunsche einer baldigen Genesung nach Hause.

Liebe Kinder, hat der menschenfreundliche Graf nicht, wie der Samaritan im Evangelio, sich als Helfer und Tröster an dem beschädigten fremden Weibe bewiesen? Was wollet ihr von ihm lernen? Wollet ihr es, wenn ihr Unglücklichen begegnet, so machen, wie die Leute, welche bey dem Weibe vorüber gingen, ohne sich seiner anzunehmen? Werdet ihr es bloß bey dem Wünschen belassen, wie jene, welche zwar wollten, daß ihm geholfen werde, aber nicht selbst halfen? Wie wollet ihr es machen, wenn ihr wahrhaft Unglückliche sehet?



## Ein Mädchen wird durch die Magd zum Stehlen verleitet.

Ein Mädchen, (ich will seinen Namen nicht nennen, weil ich hoffe, daß es sich schon gebessert hat,) hatte einen großen Hang zum Naschen, und konnte der Lust nicht widerstehen, ein Paar Kirschen, eine Birne, einen Apfel in der Speisekammer heimlich wegzumausen. In Milch und Sahne wurde geschwind ein Brotkrümchen getunkt, oder von der Butter ein Stückchen auf das Brot gestrichen. Die Mutter glaubte nun gar nicht, daß ihre zwölfjährige Tochter so etwas thun würde, und hatte die Magd in Verdacht, die freylich auch nicht ganz unschuldig war.

Am Sonntage kam eine gut gemerkte Schnitte von Kalbsbraten weg, einige Tage vorher hatte ein Viertel von einem jungen Huhne in der Speisekammer gefehlt, und bald darauf geriethen sechs Birnen in Verlust, welche die Mutter gut gezählt hatte. Da sagte die Mutter, indem sie einen bedeutenden Blick auf die Magd warf: „Ich muß einen Dieb im Hause haben, und es muß herausgebracht werden, wer der ist.“ Die Magd, die auch schon wegen mancher Untreuerungen beym Einkaufe und in der Küche der Mutter verdächtig war, hütete sich nun sorgfältig, auch nur das Geringste zu entwenden, und lauerte, ob sie nicht jemanden beym Naschen ertappen könnte. Und dieses gelang ihr auch bald. Die kleine Tochter schlich sich wieder in die Speisekammer, und füllte ohne Erlaubniß der Mutter ihre Taschen mit Obst und Confect. Aber ach, in eben diesem Augenblicke führte das Unglück die Magd an die Thür!

„Ha, ha!“ rief sie, „nun wissen wir doch, wer unser Hausdieb ist; die Mamsell also selbst, der Ma-

ma liebes, guterzogenes Töchterchen! Jetzt nur mit mir vor in das Zimmer, und zwar mit den vollen Taschen, damit im Hause und in der ganzen Nachbarschaft bekannt wird, wer die Speisekammer bestiehlt.“

„Ach, um Gotteswillen!“ sprach mit weinerlicher Stimme das Mädchen, „nur der Mama verrathe mich nicht; ich will dir geben, was du willst, nur mache mich nicht zu Schanden!“ „Ey, seht doch,“ erwiderte die Magd, „damit die Mamsell nicht in Schande bestehe, soll ich mich im Hause für eine Diebin ansehen lassen. Nein, nein, daraus wird nichts, und nur gleich heraus, oder ich rufe die Mama.“ Das Mädchen fiel der Magd um den Hals, und bath so lange und schön, bis sie sich erbitten ließ. Zum Lohne der Verschwiegenheit gab ihr das Mädchen einen Silberzwanziger, den sie von ihrer Tante zum Geschenke bekommen hatte, und ein elfenbeinenes Nadelbüschchen mit Carlsbader Nadeln.

Das Mädchen glaubte sich nun geborgen; aber von diesem Tage an war sie in der Gewalt der Magd, und wurde von derselben ordentlich zur Diebin gebildet. Alles, was dieses böse Geschöpf von dem unglücklichen Mädchen verlangte, mußte ihr verschafft und gegeben werden: denn bey der mindesten Weigerung drohete sie, die ganze Speisekammer-Geschichte der Mama zu erzählen. Hatte die Magd Lust zu einer Tasse Kaffee, zu einer Butterschnitte, oder zu einem Stücke Schinken, Braten oder Gebackenen, so mußte das Mädchen das Verlangte aus der Speisekammer holen; brauchte die Magd Seide, Zwirn, Wolle, Strick- und Nähnadeln oder Flecke Leinwand und Zeug, so mußte es das unglückliche Mädchen aus dem Arbeitstische der Mama bringen; wollte die Magd auf den Tanz gehen, so wurde das Mädchen über die Commode der Mutter geschickt, um ihr feine Strümpfe, feine Sack- und Halstücher zu verschaffen. Oft verleitete sie das unglückliche Kind sogar, ihren Ältern Geld zu entwenden und es ihr zu bringen. Immer wurde ein Schritt weiter gethan, und immer sank das verführte Mädchen

tiefer. Die böse Magd drohete ihr in jedem Augenblicke, wenn sie sich nicht nach ihrem Willen fügte, daß sie alle ihre Schelmenstreiche der Mutter entdecken, und in die ganze Nachbarschaft verbreiten werde.

Eines Tages brachte das Mädchen ein fremdes Schnupftuch aus der Schule, welches eine Mitschülerin vergessen hatte. Die Magd heredete das Mädchen, ihr dasselbe zu schenken, und schmeichelte ihr gar sehr, als sie dasselbe erhalten hatte. Dieses war Anreizung genug für das unglückliche, verführte Mädchen, sich an fremdem Eigenthume noch ferner zu vergreifen. In der Folge brachte sie Scheeren, Nadeln, Knäuel Zwirn, Wolle u. dgl. der Magd aus der Schule, welches alles sie heimlich entwendete. Die Magd wußte dem unglücklichen Mädchen so viel vorzuspiegeln, und wenn gute Worte nichts fruchteten, durch allerley Drohungen es dahin zu bringen, daß sie ihr verschaffte, was diese nur immer wünschte.

Aber man trägt den Krug so lange zum Brunnen, bis er bricht, sagt das Sprichwort. Der Schullehrer hatte schon lange gemerkt, daß mehrere Sachen in der Schule in Verlust gerathen waren, aber nie den Dieb auskundschaften können. Auch das von den Schülern gesammelte Geld für die Winterheizung des Schulzimmers wurde ihm in der Hälfte November 1814 nach und nach entwendet. Durch diesen bedeutenden Diebstahl ward er aufmerksamer gemacht, und verdoppelte seine Wachsamkeit auf alle Personen, die ihm verdächtig waren. Aber auf dieses Mädchen hatte er doch nie einen Argwohn gehabt.

Nach einigen Tagen ging wieder etwas Zwirn und das Schulgeld eines Knaben, der es in der Schulbank gelassen hatte, verloren. Das Mädchen hatte sich, nachdem die Knaben aus ihrer Classe entlassen waren, in das Schulzimmer derselben geschlichen. Andere Mädchen aus dem Arbeitszimmer hatten sie gesehen. Das Entwendete wurde aber vermist, als die Mädchen entlassen waren. Der Verdacht mußte also allein auf dasselbe fallen. Sie entschuldigte sich auf alle mögliche

Art, und läugnete alles rund ab. Es wurden ihre Taschen untersucht. Auch da fand man nichts. Nun ließ der Schullehrer, der aus den verworrenen Antworten des Mädchens immer mehr Verdacht schöpfte, dasselbe entkleiden, um der Sache auf den Grund zu kommen, und siehe da! sie hatte das Entfremdete wohl verwahrt.

Mit Thränen und unter Schluchzen, gestand sie nun, daß sie alles bisher Vermisste genommen, und der Magd zu Hause gegeben hätte. Die Ältern erhielten Nachricht davon. Sie waren äußerst betrübt, schlugen die Hände zusammen, und konnten lange nicht glauben, was sie vernahmen. Sie hörten es endlich aus dem Munde ihres unglücklichen, verführten Kindes selbst. Das Mädchen schwamm in Thränen, gestand, wie sie auch zu Hause, durch die Magd verführt und verleitet, manches entwendet hatte, und flehete um Vergebung. Es war dem armen Kinde schon leichter ums Herz, daß es alle seine Vergehungen in den Schooß der Ältern ausgeschüttet hatte, und nicht mehr in der Gewalt der bösgesinnten Magd war, wenn auch eine noch so schwere Züchtigung folgen sollte.

Die Magd wurde dem Gerichte übergeben; sie gestand ihre schlechte That, und daß sie die Sachen und das Geld, welche ihr das verführte Mädchen gebracht, meistens auf Näscherey und Kleidung verwendet hatte. Sie wurde derb gezüchtigt. Aber auch dem Mädchen blieb die Strafe nicht aus, welche sie sich als eine reumüthige Sünderinn gern gefallen ließ, und sie nahm sich vor, sich alles Ernstes zu bessern. Dieses verführte sie einiger Maßen mit ihren Ältern, besonders als diese durch längere Zeit bemerkten, daß die Tochter den Fehler ganz abgelegt hatte. Denn Anfangs hatten sie ihre ungerathene Tochter gar nicht sehen wollen. Aber sie hatte noch andere üble Folgen ihres Fehlers zu leiden. Durch die Schuljugend wurden ihre Streiche allenthalben bekannt, und da sie schon bey ihren Mitschülern und Gespielinnen alles Zutrauen verloren hatte, so wurden ihr auch durch längere Zeit

alle Häuser der Bekannten verschlossen; man deutete mit Fingern auf sie; niemand wollte mehr Umgang mit ihr haben. Das schmerzte das Mädchen in die Seele, und wie ihr so eine Beleidigung widerfuhr, wurde der Vorsatz erneuert, nie wieder ein ähnliches Vergehen sich zu Schulden kommen zu lassen, und — zu ihrer Rechtfertigung sey es gesagt — sie hat bis jetzt Wort gehalten.

Liebe Kinder! war es nicht Raschhaftigkeit, welche das Mädchen allmählich in so großes Unglück gestürzt hatte? Hüthet euch vor diesem Fehler; nur zu viele Kinder haben einen Hang zur Räscheren, und der kleine Räscher wird leicht ein Dieb.

Hätte doch das Mädchen, als sie von der Magd in der Speisekammer ertappt wurde, es geschehen lassen, daß ihre Raschhaftigkeit der Mutter bekannt geworden wäre! Hätte sie sich damahls der verdienten Strafe unterzogen, und angefangen sich zu bessern, wie große Vergehungen hätte sie dadurch vermieden! Lasset euch's, liebe Kinder, zur Warnung dienen, lieber bey Zeiten eure Fehler den Altern zu gestehen. Scheuet die Strafe nicht; sie dient zu eurer Besserung. Verheimlichte Fehler sind wie ein verborgenes, ansteckendes Geschwür, das immer weiter um sich greift, und zuletzt unheilbar wird.

Lernet aber auch aus dieser traurigen Geschichte, wie mißlich es ist, in der Gewalt böser Menschen zu seyn. Zu welchen niederträchtigen Streichen hat die böse Magd das unglückliche Mädchen verleitet! Es hätte vielleicht noch was Ärgeres geschehen können, wenn der Schullehrer die Dieberey nicht entdeckt hätte! Wisset, daß jede böse Handlung, wenn man sie noch so versteckt verübt, dennoch bekannt wird, und daß ihr gewiß die Strafe folgt. Ist es daher nicht besser, den Fehler offenherzig zu gestehen, als noch andere böse Menschen zur Verheimlichung desselben zu gebrauchen?

## Tödtlicher Biß der gemeinen Natter.

Der Municipal-Rath Dürst von Altdorf, im Rezat-Kreise im Königreiche Baiern, ein junger Mann von 39 Jahren, wollte am 28. April 1815 in Begleitung eines Freundes und Bürgers eine Fußreise nach Nürnberg machen. Ungefähr halben Weges, eine halbe Stunde vor Fischbach erblickten beyde Reisende eine Natter mitten im Walde quer auf dem Fußsteige liegen, den sie gingen. Die Natter wollte nicht ausweichen. Da berührte sie der Begleiter des Dürst mit seinem Stöcke, um sie aus dem Wege zu treiben; allein sie blieb unbeweglich auf der Stelle liegen. Da griff Dürst, ungeachtet es ihm sein Begleiter widerrieth, nach derselben, und hob sie mit der Hand auf. Wie nun Dürst die Natter in seiner rechten Hand hielt, bog sie sich mit dem Kopfe gegen dieselbe, und biß ihn in das zweyte Glied des Daumens und hierauf in das dritte Glied des Zeigefingers. Dürst schüttelte schnell die Natter ab, und sagte seinem Begleiter, daß er von derselben verwundet worden sey, und daß ihn der Biß wie ein Bienensich schmerze. Beyde Wunden sahen so aus, als wenn er sich mit einer Nadel gestochen hätte, und auf jeder derselben war ein einzelner Tropfen Blut, welches Dürst, wie mehrere Leute, wenn sie sich gestochen oder geschnitten haben, es zu thun pflegen, mit dem Munde aussaugte, während sein Begleiter die Natter mit Steinwürfen tödtete.

Beyde verwundeten Glieder schwellen so gleich auf. Dürst's Begleiter brachte, wie man es bey Bienensichen zu thun pflegt, sogleich kühle und feuchte Erde herbey, und legte sie auf die verwundeten Finger. Hierdurch wurde auf einige Zeit der brennende Schmerz gelindert; aber der Mund fing stark zu schwellen an.

Beide Reisegefährten setzten nun ihren Weg weiter fort. Dürst fürchtete keine große Gefahr. Als sie ungefähr eine Viertelstunde gegangen war, befahlen Dürsten große Übelkeiten; er setzte sich kraftlos auf einen Baumstamm nieder, und versicherte seinen Gefährten, daß es ihm nicht möglich sey, weiter zu gehen. Er sagte, daß er ein Zittern am ganzen Leibe habe, und so geängstigt wäre, als ob er sterben müßte.

Der Kranke wurde nun nach Fischbach gebracht, und so gleich ein reitender Bothe um ärztliche Hülfe nach Altdorf geschickt. Die Hände des Kranken wurden schwarz und kalt, Mund und Leib waren hoch angeschwollen. Man reichte ihm, was bey Vergiftungen sehr gewöhnlich und auch nützlich ist, frisch gemolkene Milch, wovon er beynah eine halbe Maß trank. Doch sie nutzte ihm nichts. Das Übel hatte schon zu sehr über Hand genommen; er wurde immer schwächer und schwächer, und starb eine Viertelstunde darnach, ehe noch der Arzt kam, ziemlich ruhig, ohne ein Wort zu sagen.

Die Natter wurde nachher aufgesucht und gefunden. Es war dieselbe das Weibchen der gemeinen oder Europäischen Natter, auch Kupferschlange, und bey uns Otter (Coluber berus) genannt. Schon öfters sind Personen von Fischbach und der Gegend von dieser giftigen Otter gebissen worden, so daß sie ebenfalls am ganzen Leibe geschwollen sind, und alle Kräfte verloren haben. Diese Personen haben sich lediglich dadurch gerettet, daß sie die verwundeten Theile so weit als möglich, in kühle Garten-Erde eingeschlagen haben.

Noch jetzt herrscht die Meinung allgemein, daß giftige Nattern bey uns nicht angetroffen werden, und daß sie nur in warmen und heißen Ländern heimisch sind. Aber dieser traurige Vorfall widerlegt diese Meinung nur zu sehr. Auf dem Lande aufgewachsen, habe ich oft gesehen, daß Knaben eine Natter, die sie im Walde, auf Steingebirgen, in Gebüsch u. s. w. antrafen, gegen einander schlängerten, mit dem Stocke,

auch mit der Hand angriffen, und so ihr muthwilliges, oft grausames Spiel mit derselben trieben. Ich wußte nicht, welcher Gefahr sie sich dadurch aussetzten. Auch ich glaubte damahls, daß es keine giftigen Nattern bey uns gebe, und ich mahnte diese Knaben nur darum von diesem Unfuge ab, weil es mir leid that, daß sie ein Thier muthwillig quälten. Ihr aber, meine Freunde, die ihr nun wißt, wie gefährlich der Biß der Otter werden kann, werdet euch vor derselben hüten. Ich will euch kurz die Naturgeschichte derselben anführen, damit ihr sie näher kennen lernet. Aber besser ist es, wenn ihr euch mit den Nattern gar nichts zu thun machet, und ihnen ausweicht; es könnte euch eine giftige Otter austossen, ohne daß ihr sie kennet.

Diese gemeine oder Europäische Natter ist ein bis zwey Fuß lang, selten wird sie länger gefunden. Sie hält sich in Wäldern an kühlen Orten, zumahl gern auf steinigem Boden auf, und bewohnt Maulwurfshöhlen und andere Löcher in der Erde. In der Schweiz, Italien und Frankreich wird sie noch häufiger als bey uns in Deutschland gefunden. Sie hat einen walzenförmigen Körper, der Kopf ist fast herzförmig, der Schwanz zugespitzt, der ganze Körper mit Schuppen und Schildern bedeckt. Manche sehen aschfarbig, manche grau, manche braun, und einige schwärzlich aus. Sehr genau kann man sie erkennen an einem dunkelbraunen Streife, der durch die Augen läuft, und an dem großen, braunen, herzförmigen Flecke auf dem Kopfe.

Das Gift dieser Nattern ist eine gelblichte Feuchtigkeit, die sich im Munde hinter den langen krummen Zähnen in Bläschen sammelt. Die Zähne, womit sie Menschen und Thiere zwar nur eine leichte Wunde beybringen, sind hohl und stehen mit den Giftbläschen in Verbindung. Durch den Druck der Zähne bey dem Beißen werden auch die Bläschen gedrückt, aus welchen das Gift in die Zähne, und durch dieselben in die Wunde gelangt. Sind die Bläschen nicht angefüllt, so bewirkt der Biß nur eine Entzündung, wie dieses



der Fall bey den Leuten von Fischbach gewesen seyn mag, die sie durch Auflegung der Garten-erde heilten. Sind die Bläschen aber voll, so ist der Biß tödlich, wenn nicht gleich wirksame Gegenmittel angewendet werden.

Zwar thun diese Nattern den Menschen nichts zu Leide, wenn sie nicht gereizt werden: aber man hat sich besonders in gebirgigen, steinigen Waldungen, wo sie häufiger sind, sehr zu hüten, und sich vor ihnen in Acht zu nehmen. Bisweilen hebt man einen Stein auf, unter welchem die Natter liegt, oder man tastet auf einen Moosklumpen, in welchen sie sich versteckt hat, und man wird ganz unversehens gebissen. Besonders ist die Natter sehr reizbar, wenn sie in Gesellschaft ihrer Jungen ist, die sie zu 6 bis 8 jährlich zweymahl gebiert. Sie lebt von Fröschen, Eidechsen, Mäusen und andern kleinen Thieren. Sie lauert denselben in ihren Schlupswinkeln auf, springt auf sie zu, beißt und verwundet sie. Durch das Gift der Natter werden sie ohnmächtig, fallen dahin, und sind ihre Beute. Bey dem Menschen bringt ihr Biß gewöhnlich Entzündung, Kälte, Ohnmachten, Irrededen und zuletzt den Tod hervor.

### Erwachen der Scheintodten.

In dem Osterreichischen Kaiserstaate besteht die Verordnung, daß die Todten erst zweymahl vier und zwanzig Stunden nach ihrem Hinscheiden dürfen begraben werden. Ein Arzt muß sie beschauen, und ein Zeugniß ausstellen, daß sie gewiß todt sind. Nur bey Menschen, die an sehr ansteckenden Krankheiten verstorben sind, wird von dieser Verordnung abgewichen, und diese Todten dürfen eher zur Erde bestattet werden, weil ihr Leichnam früher zu verwesen anfängt.

Meine jungen Leser werden wohl nicht wissen,

warum diese Verordnung gegeben ist, und warum man strenge auf die Beobachtung derselben hält? Manche Verstorbene scheinen nur todt zu seyn, und sind es wirklich nicht; sie befinden sich in einem Zustande ohne alle Empfindung, ohne Bewußtseyn, und haben aufgehört, Athem zu hohlen. Es sind Viele wieder zum Leben erwacht, oft erst im Grabe, wo keine Rettung für sie mehr möglich war. Ist der Mensch wirklich todt, so fängt der Leichnam bis in zwey Tagen zu verwesen an, und verräth die Verwesung durch den faulen Geruch sehr deutlich. Da ist kein Zweifel mehr, daß er todt ist, und er wird gewiß nicht todtsscheinend begraben. Man hat viele Beyspiele von Todtscheinenden, die wieder zum Leben gekommen sind; hier folgen zwey aus den letzten Jahren.

1. Ein Kind erwacht zum Leben.

**Z**u Straßburg wurde ein Knäblein, erst 35 Tage alt, am 21. Julius 1814 von Zuckungen (Fraisen) befallen. Um die Mittagstunde verlosch anscheinend das Leben, das Athmen hörte auf, der Körper wurde steif und erkaltet. Man machte die Anzeige dieses Sterbfalles bey der betreffenden Behörde. Abends um neun Uhr, nachdem das Kind entwickelt, und als todt hingelegt war, bewegte es sich, und kam plötzlich wieder zum Leben. Man stellte sich die Freude der Altern vor, die es schon mit vielen Thränen beweint hatten. Die Mutter drückte es mit inniger Wonne ans Herz, und reichte ihm die Brust, aus welcher das Kind mit Begierde trank. Es erhobte sich nach und nach, und genas zur Verwunderung aller, die seinen Tod für wahr gehalten hatten.

## 2. Ein Scheintodter Soldat erwacht.

Ein Soldat vom 39sten Englischen Regimente starb zu Cork in Irland am 4. Junius 1815. Er blieb wie gewöhnlich durch zwey Tage in der Caserne ausgefetzt, und wurde dann in den Kirchhof der Nikolaus-Kirche getragen, um dort begraben zu werden. Am 6. Junius, eben als man den Sarg in die Erde senken wollte, hörten die dabey gegenwärtigen Soldaten in dem Innern desselben viel Geräusch. Sie öffneten den Sarg, und sahen zu ihrem größten Erstaunen, daß ihr Kamerad wieder zum Leben zurückgekommen sey, indem er mit Händen und Füßen alle Anstrengungen machte, den Deckel aufzusprengen. Sie trugen ihn nun im offenen Sarge nach der Caserne zurück, wo er wieder genas.

Wären diese beyden Scheintodten nicht verloren gewesen, wenn man sie früher begraben hätte? Handeln jene Leute nicht thöricht, welche den Pfarrer durch Bitten zwingen wollen, daß er ihre verstorbenen Angehörigen vor der bestimmten Zeit beerdige?

### Anhänglichkeit einer Kaze.

---

Die Kaze, dieses tückische und treulose Thier, dem man nie ganz trauen darf, hat doch oft eine Zuneigung und Anhänglichkeit an Menschen, die ihr Wohlthaten erwiesen haben, gezeigt, die man bewundern muß. So hatte ein Student in Halle in Sachsen die Kaze der Frau, bey der er wohnte, durch Liebkosungen so an sich gewöhnt, daß sie fast beständig auf seiner Stube war, und sich ungern von ihm trennte. Sie erhielt gute Bissen von seinem Mahle; ihr war es sogar erlaubt, den Teller zu lecken, sie schief in

seinem Bette, saß neben dem Buche, in dem er las, und schien überhaupt mehr ihm, als ihrer Gebietherin anzugehören.

Im Winter 1813 wurde der Student von einem Faulfieber befallen, welches so furchtbar um sich griff, daß er im kurzen dem Tode nahe gebracht wurde, und auch bald daran starb. Während seines Hinscheidens war die Tochter seiner Zimmerfrau bey ihm gewesen, und stürzte darauf mit dem Ausrufe: O Gott! jetzt stirbt Herr L. in das Zimmer ihrer Mutter.

Auf diesen Ausruf läuft die Kasse eilig zur Thür hinaus, und hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen.

### Die Ratten als Diebe.

---

Ein Kutscher in Wien hatte im Sommer des Jahres 1816 sein durch lange Zeit erspartes Geld, welches in abgenützten Einlösungsscheinen bestand, in dem Wagenschoppen hinter einen Kasten versteckt, und glaubte, daß es hier gegen jeden Diebstahl am besten verwahrt wäre. Er hatte es sorgfältig in altes Papier eingewickelt. Nach einiger Zeit sah er nach seinem Gelde, und man stelle sich seine Bestürzung vor — er fand es nicht an dem bestimmten Orte.

Da warf er schon auf diesen und jenen einen Verdacht, und argwöhnte, seine Barschaft sey ihm diebischer Weise entwendet worden. Er hatte so ganz unrecht nicht; aber es waren ganz andere Diebe, die sein verstecktes Eigenthum enttragen hatten, als er glaubte. Denn da er in dem Schoppen sehr sorgfältig nachsuchte, fand er seine Einlösungsscheine, oder vielmehr Stücke derselben zerbitzen und zerfressen. Die Ratten, durch das daran klebende Schmier und Fett angelockt, hatten sich über die Scheine hergemacht, sie vom Plage weggezogen, und zu kleinen Stücken zernaget.

Diese Geschichte lehrt, daß man mit kluger Vor-

sicht sein Eigenthum verwahren müsse. Wie hart war dieser Kutscher bestraft, daß er so einfältig sein erspartes Geld in schmierigem Papier verwahrt hat! Es konnte ihm doch nicht unbekannt seyn, daß Ratten im Wagenschoppen sich aufhalten, und daß diese Thiere alles Beschmierte benagen. Hätte er es in eine blecherne Büchse verschlossen, und dorthin versteckt, so hätten ihm die Ratten nichts anhaben können. Man sieht auch, wie ungegründet der Verdacht ist, den man oft bey einem Verluste auf andere wirft, und wie vorsichtig man in lieblosen Beschuldigungen seyn muß. Die Unordentlichen, die ihre Sachen nicht gut verwahren, fassen am leichtesten einen falschen Argwohn.

### Der menschenfreundliche Kosak \*).

Ein Kosak hatte im Julius 1813 Französische Kriegsgefangene nach Berlin begleitet. Der Weg ging durch geplünderte und verheerte Dörfer, wo für bares Geld kein Bissen Brot zu haben war. Hungerig und abgemattet erreichten sie die Stadt, warfen sich neben der Straße unter schattigen Linden auf den Rasen hin, und harrten lange, bis man ihnen Quartier und Nahrung anweisen würde.

Der Kosak, sonst der Schrecken der Franzosen, hatte Mitleiden mit den Gefangenen. Er knüpfte seinen Gürtel los, zog einen Französischen Thaler hervor, rief einen Buben, der ihm zunächst stand, herbey, gab ihm durch gebrochene Worte und durch Zeichen zu verstehen, daß er für diesen Thaler Brot kaufen, und es ihm bringen sollte. Der Bube eilte schnell fort, kam aber nicht wieder. Er hatte wohl gemerkt,

---

\*) Diese Geschichte ist aus der zweyten Auflage der Wahren Geschichten hierher übertragen.

daß der Kosak von seinen Gefangenen sich nicht entfernen dürfte; er hatte den Thaler betriegerischer Weise sich zugeeignet, und war mit demselben entwischt. — Was haltet ihr von diesem Knaben? Wenn er in der Jugend schon so verschlagen und diebisch ist, was wird aus ihm werden?

Nachdem der Kosak eine gute Weile vergebens die Zurückkunft dieses bösen Knaben erwartet hatte, fing er zu murren und mit geballter Faust zu drohen an, warf aber zugleich einen mitleidigen Blick auf die ausgehungerten Gefangenen hin, als wollte er sagen: Der kleine Schurke, den ich um Brot schickte, ist Ursache, daß ihr noch länger hungern müßet. In dem Augenblicke ging ein anständig gekleideter Mann vorüber. Der Kosak hielt ihn bey'n Kleide fest, knüpfte schnell seinen Gürtel auf, nahm einen zweyten Thaler hervor, und bath ihn, so gut er sich mit gebrochenen Deutschen Wörtern verständlich machen konnte, Brot für die ausgehungerten Gefangenen zu kaufen. Der Mann ehrte die wohlthätige Absicht des Kosaken, ging zum nächsten Bäcker, kaufte Brot, und trug es mit Hülfe eines Knaben, den er herbeygerufen, in einem Korbe dem Kosaken hin. Dieser zerschnitt die Brode in große Stücke, und theilte sie brüderlich unter die Gefangenen aus, die heißhungrig große Bissen verschlangen. Einer derselben wurde durch die menschenfreundliche Handlung des Kosaken so gerührt, daß er aufstand, und ihm dankbar die Hand schüttelte. Da umarmte ihn der Kosak und sagte: „Ich Mensch, du Mensch, dort oben,“ indem er gen Himmel wies, „unser Vater!“ Er wollte sagen: Wir sind alle Gottes Geschöpfe, unter einander Brüder, einer muß dem andern helfen, wo er kann. —

Wie gefällt euch die edle Einfalt und Gutmüthigkeit des Kosaken? Was haltet ihr von dem Herrn, der so bereitwillig Brot herbey schaffte? Was wollt ihr von beyden lernen?

## Necket die Hunde nicht.

Muthwillige Knaben necken oft fremde Hunde, und wissen nicht, welchen Gefahren sie sich aussetzen. So ein Bube schlug im Hofe eines Wirthshauses mit einer langen Peitsche öfters nach einem Kettenhunde; derselbe ergrimmete, riß die Kette ab, fiel über den Buben her, und würde ihn elend zugerichtet haben, wenn die Hausleute auf sein Geschrey ihm nicht schnell zu Hülfe gekommen wären. Eine starke Wunde am Oberarme war der Lohn seines Muthwillens.

Voriges Jahr neckten drey Knaben, welche nach dem Dorfe H\*. spazieren gegangen waren, einen grossen zottigen Bauernhund, welcher auf dem Dache des Schweinstalles stand, über welchen die Hofplanke kaum reichte. Die Knaben glaubten sich vor dem Hunde sicher, weil die Planke sie von ihm trennte, und stachen mit ihren Stöcken, in die er grimmig biß, tapfer auf ihn los. Da sie es aber dem Hunde gar zu arg machten, setzte er mit einem Sprunge über die Planke, faßte einen Knaben beym Schenkel, und verwundete ihn so sehr, daß er vom Platze weggetragen werden mußte. Die Wunde heilte viel schwerer, weil der Hund vor Zorn fast wüthend war. Die andern zwey Knaben hatten sich durch die Flucht gerettet. Nur durch die Hülfe der herbey geeilten Bauern wurde der Knabe dem grimmigen Thiere entrisßen.

Wie sehr man sich vor fremden Hunden in Acht nehmen müsse, lehrt folgende sehr traurige Geschichte, welche sich am 21. August 1814 auf der Debretziner Heide in Ungarn zugetragen hat.

Emerich Preny, ein begütheter Edelmann in Ungarn machte eine Landreise, um ein mehrere Meilen entlegenes Gütchen, das zu verkaufen war, zu besichtigen. Die große Debretziner Heide, über welche sein Weg ging, nährt sehr große Herden Horn-

vieh und Schafe; die Hirten ziehen mit denselben vor einer Gegend zur andern, und bleiben Tag und Nacht im Freyen. Sie liegen in kleinen Erdhütten mit Rohr gedeckt, und sind immer von halb wilden, großen Schäferhunden umgeben, von denen jeder Hirt zehn bis zwölf und auch noch mehrere hat. Die Herden breiten sich oft auf eine Strecke einer Meile aus, und das Geschäft der Hunde ist es, sie zusammen zu halten, und vor den Anfällen der Wölfe und der Viehdiebe zu beschützen. Daher sind die Hunde oft Stundenweit von dem Hirten entfernt.

In eine solche menschenleere Gegend, wo nur Vieh weidet, kam der Edelmann am oben erwähnten Tage auf seiner Landfahrt. Er bemerkte, daß in einem seitwärts liegenden Gehölze Wildänten waren; er stieg aus, ließ seinen Wagen vorwärts fahren, und ging in das Gehölze. Er lauerte eine Viertelstunde, und schoß dann eine Ante. Aber durch den Schuß wurden zugleich acht bis zehn Schäferhunde aufgeschreckt, die sogleich herbey kamen, und ihn anfielen. Vergebens vertheidigte er sich mit dem Flintenkolben gegen diese grimmigen Thiere, die ihm so sehr an Zahl überlegen waren. Von seinem Wagen zu weit entfernt, und noch entfernter von jeder andern Hülfe, konnte er sich bald des Anfalles von allen Seiten her nicht mehr erwehren, und wurde so auf der Stelle von den Hunden zerrissen.

### Der Hund, des Menschen Freund und Gefährte.

---

So gefährlich es ist, fremde Hunde zu necken, eben so nützlich kann uns der Hund in Bewachung des Eigenthums und auf der Jagd werden. Auch hat sich der Mensch kein Thier so anhänglich gemacht als den Hund; keines empfängt von ihm so viele Beweise der Zuneigung und Liebe, als derselbe. Aber der Hund vergilt



die Wohlthaten, die er von dem Menschen erhält, durch die aufrichtigste Freundschaft und eine unerschütterliche Treue, die er in den größten Gefahren seines Herren bewähret. Er opfert Leben und Blut für ihn, und geht oft mit vieler Klugheit zu Werke, daß man fast Überlegung bey ihm vermuthen dürfte.

Viele Beyspiele von Anhänglichkeit und Treue der Hunde werden erzählt. Hier folgen einige, die weniger bekannt sind, und welche jene muthwilligen Buben diesen nützlichen Hausthieren geneigter machen, und sie abhalten sollen, dieselben aus Leichtsinne zu necken und zu quälen.

### 1. Der Pudel des Baron von Gleichen.

Der Naturforscher Baron von Gleichen hatte einen kleinen Pudel, der ihm außerordentlich zugethan war. Er war mehrere Jahre lang sein Gesellschafter und Schlafkamerad. Fast jeden Morgen kroch er aus seinem Lager, welches er unter einem Teppiche bey den Füßen seines Herrn hatte, hervor, und schlich mit leisen Schritten über die Bettdecke hin, um ihm gleichsam einen guten Morgen zu wünschen. Merkte er, daß der Herr noch schlief, oder die Augen zugemacht hatte, so kroch er mit eben der Behuthsamkeit, um ihn nicht zu wecken, wieder zu den Füßen hinunter.

Eines Morgens hielt Baron von Gleichen den Athem absichtlich zurück, als ihn der Hund überall im Gesichte beroch, und blieb unbeweglich liegen, als ob er todt wäre. So gleich fing der Hund an, ihn auf dem Halse und auf der Brust zu krahen, und nöthigte ihn bald, sich zu bewegen, um dem Hunde zu zeigen, daß er noch lebe. Diesen Beweis der Liebe wiederholte der Pudel immer, so oft sein Herr sich todt stellte.

Baron von Gleichen kam eines Morgens nach Nürnberg, und fuhr darauf mit seinem Pudel, der nie vorher an diesem Orte gewesen war, durch

verschiedene enge Gassen in die Mahler-Akademie, welche sehr weit von dem Gasthose entfernt lag, in welchem er eingekehret war. Der Hund saß bey ihm in dem Wagen. Er hielt sich zwey Stunden in der Akademie auf, und war eben im Begriffe in seinen Wagen zu steigen, um wieder nach dem Gasthose zu fahren, als er seinen Hund vermißte. Er ging wieder in die Akademie zurück, um ihn zu suchen. Aber alles Suchen und Suchen war vergeblich. Er mußte also, so leid es ihm war, ohne seinen treuen Pudel zurück kehren.

Wie sehr aber erstaunte er, als er den Hund vor der Thür des Zimmers im Gasthose fand, und hier von ihm auf das zärtlichste bewillkommnet wurde. Vermuthlich wurde dem Hunde in der Mahler-Akademie die Zeit zu lange, und er ging einen Weg zurück, den er nie vorher gegangen war, noch gesehen hatte, und den mancher Bothe, der ihn zum ersten Mahle gehen sollte, schwerlich ohne Wegweiser finden würde.

### 2. Ein Hund vertheidiget seinen Herrn gegen Räuber.

Ein reisender Kaufmann ritt in einer sehr dunkeln Nacht durch einen großen Eichenwald, und hatte, da er die Messe zu Frankfurt am Main suchet wollte, viel Geld bey sich. Langsam ging sein Pferd auf der nur selten von fernen Blitzen erleuchteten Straße vorwärts. Plötzlich stürzten zwey Kerl, Laternen in der Hand tragend, aus dem Gebüsche hervor und eilten ihm entgegen.

Er sah im Scheine der Laterne, daß jeder einen großen Säbel am Gürtel und einen gewichtigen Knüttel in der Hand trug. Eine große schwarze Dogge, der ähnlich, die dem Kaufmann vor zwey Monathen entführt worden war, schlich hinter ihnen einher.

Der Kaufmann erschrak, und stieß einen Schrey des Entsetzens aus, als er sah, daß sie auf ihn mit drohenden Geberden zuliefen. Er zog rasch beyde Pistolen, und schoß sie gegen die Räuber ab. In dem

Augenblicke erhielt er einen Schlag von hinten, und stürzte besinnungslos zur Erde.

Der Morgen war nahe, und es fing zu dämmern an. Der Kaufmann erhobte sich von der Betäubung, und ein Wesen schmiegte sich hart an ihn an, drückte und leckte ihn. Er schlug die Augen furchtsam auf, er entdeckte die gefürchtete große schwarze Dogge neben sich, die in Gesellschaft der Räuber zu seinem Angriffe gekommen war, und erkannte in ihr seinen ihm entführten Caro, der ihm schon vorlängst so viele Beweise seiner Anhänglichkeit und Treue gegeben hatte. Der Hund umtrippelte, beschnarchte, liebkosete und leckte ihn, indem er ein ängstliches Heulen zu ver-rathen gab.

Man stelle sich die überraschende Freude des Kaufmannes vor, als er seinen treuen Hund neben sich sah: aber seine Freude verwandelte sich in ein Erstaunen, als er sich von der Erde erhob, und nicht weit von sich beyde Räuber ohne Bestimmung und im Blute schwimmend, auf der Erde liegend, antraf. Der eine war, von dem Pistolen-Schusse in dem Unterleibe schwer verwundet, gesunken; den andern, der den Kaufmann durch einen Schlag mit dem Knittel vom Pferde zu Boden gestreckt, hatte der treue Hund, der seinen Herrn auf der Stelle wieder erkannte, wüthend angefallen, und erbärmlich zerfleischt.

Der Kaufmann eilte, von seinem treuen Caro begleitet, in das nächste Dorf, hohlte Leute und einen Wundarzt; die Räuber erhohnten sich durch ärztliche Hülfe allmählig, und gestanden, als man sie für zwey berühmte Räuber erkannte, nicht nur eine Anzahl der gräßlichsten Verbrechen, die sie begangen hatten, sondern trugen auch durch ihre Aussagen viel zur Aufhebung mehrerer ihrer Mitschuldigen bey.

3. Zwey Hunde retten ihren Herrn zwey Mahl aus der Lebensgefahr.

Ein Pohlischer Edelmann hatte zwey große Hunde, welche seine steten Begleiter waren. Einst ritt er Abends, aus der Stadt nach Hause zurückkehrend, bey einem großen, mit Gestrüppe bewachsenen Teiche vorüber. Der Wind nahm ihm den Hut, und warf denselben ins Wasser.

Der Edelmann stieg ab, band das Pferd an einen Baum, und kletterte an dem Ufer des Teiches in denselben hinein, indem er sich an dem Gestrüppe festhielt, und in das Wasser beugte, um den Hut zu erhaschen; allein in demselben Augenblicke riß der Ast ab, woran er sich hielt, und er fiel in den Teich.

Zum Unglücke waren dieses Mahl seine zwey treuen Hunde nicht bey ihm; aber sie hatten die Gewohnheit, wenn er des Abends nicht zeitlich nach Hause kam, ihm eine Strecke Weges entgegen zu gehen, und in dem Augenblicke, als ihrem Herrn das Unglück begegnete, waren sie nicht weit von ihm entfernt. Der Edelmann stieß unwillkürlich, als er im Wasser lag, ein Angstgeschrey aus; die Hunde erkannten die Stimme ihres Herren, liefen herbey, und suchten ihn auf. Sie kamen an den Teich, und erkannten im Schimmer des Mondes die aus dem Wasser hervorragenden Füße so gleich für jene ihres Herrn. Beyde sprangen ins Wasser, packten ihren Herrn an, und zogen ihn heraus. Angsthlich beleckten sie ihm Gesicht und Hände, und liebkoseten ihn; allein der Edelmann hatte alle Besinnung verloren, und lag wie leblos da. Die Hunde wichen nicht von seiner Seite.

Nach ungefähr zwey Stunden aber erhobte er sich, und schlug die Augen auf. Da sah er zum größten Vergnügen die beyden treuen Hunde bey sich, die ihm durch alle nur mögliche Liebkosungen ihre Freude über sein Erwachen zu erkennen gaben. Der Edelmann

kam nach und nach zu Kräften, er setzte sich auf sein Pferd, und ritt langsamen Schrittes seiner Wohnung zu. Die Hunde begleiteten ihn auf beyden Seiten, und verwandten kein Auge von ihm.

Seine Familie hatte ihn ängstlich erwartet, weil er wider seine Gewohnheit viel länger ausgeblieben war. Man stelle sich das Schrecken derselben, als sie ihn so abgemattet und durchnäßt ankamen sahen, und ihre Verwunderung vor, als er erzählte, wie ihn seine treuen Hunde aus der Lebensgefahr gerettet hatten. Von nun an wurden die Hunde als treue Hausfreunde mit aller Sorgfalt gepflegt.

Ein zweyter Unglücksfall begegnete dem Edelmann einige Zeit darauf. Er ritt in Begleitung der zwey Hunde durch einen großen Wald. Zwey Bären kamen auf ihn los. Die Hunde gingen ihnen wüthend entgegen; aber sie konnten es nicht verhindern, daß die Bestien über das Pferd herfielen, und es zu Boden rissen. Sie würden den Edelmann selbst getödtet haben, wenn er nicht eiligst, während sie mit dem Pferde beschäftigt waren, die Flucht ergriffen hätte.

Indessen kämpften die Hunde mit dem Bären, und sie mußten sich tapfer gewehrt haben, wie man an dem andern Tage gesehen hatte; denn ein Bär lag todt auf dem Schlachtfelde, der andere mußte entflohen seyn; die beyden Hunde lagen in einiger Entfernung, und leckten einander die Wunden, die sie im Kampfe mit den Bären erhalten hatten. Einer war so übel zugerichtet, daß er noch am nämlichen Tage starb. Das Pferd war ganz zerfleischt; aber der Hintertheil desselben, auf welchem der Mantelsack lag, war noch unversehrt.

#### 4. Ein Hund rettet einen Knaben aus dem Wasser.

Ein Knabe von fünf Jahren spielte am Ufer des Flusses Tyne in England. Er warf Hölzchen in das Wasser, und fischte sie wieder heraus. Bey diesem

Spiele bog er sich zu weit über den Fluß hin; der Oberleib bekam das Übergewicht, und der Knabe stürzte in den Fluß, welcher ihn wie einen Ball mit sich fortrif.

Am entgegengesetzten Ufer ging ein Herr mit einem sehr großen zottigen Hunde spazieren. Der Hund schwamm sehr gut, und trug alles, was man ihm ins Wasser warf, heraus. Der Herr zeigte dem Hunde den im Wasser verunglückten Knaben, und befahl ihm, denselben herauszuhohlen. Der Hund sprang in den Fluß, arbeitete sich mit Blitzesschnelle gegen den Knaben hin, welchen das Wasser schon weit abwärts getragen hatte, faßte ihn mit dem Munde bey der Leiste des Beinkleides, und brachte ihn glücklich ans Ufer. Der Herr nahm den Knaben menschenfreundlich auf seine Arme, und trug ihn zu den Ältern, welche ihm und seinem wackern Hunde nicht genug für die Rettung ihres innig geliebten Kindes danken konnten.

#### 5. Ein Jagdhund entdeckt den Mörder seines Herrn.

Ein Marschall Frankreichs hatte auf den Marquis B\* wegen verschiedener Rangstreitigkeiten einen unverföhlichen Haß geworfen, und faßte den unmenschlichen Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er schlich ihm in dem Walde, wo der Marquis allein mit seinem Hunde jagte, nach, und tödtete ihn meuchelmörderisch durch einen Pistolenschuß.

Der Hund des Getödteten blieb bey dem entseelten Leichname liegen, leckte dessen Wunde, und schützte ihn gegen die Raubthiere und Raubvögel. Nur der äußerste Hunger zwang ihn, nach Hause zurück zu kehren, und er verkündigte die traurige Geschichte des Herrn durch Winseln und Heulen.

Da man wußte, daß der Marquis in Begleitung des Hundes auf die Jagd gegangen war, so vermuthete man bey den traurigen Geberden des Hundes gleich ein Unglück. Der Hund nahm einige Nahrung

zu sich, und machte sich wieder auf den Weg. Man folgte ihm auf dem Fuße nach. Noch in der Stadt kam ihm von Ungefähr der Mörder seines Herrn entgegen. Er fuhr ihn wüthend an, biß und zwickte ihn in den Fuß. Nur mit Mühe konnte man ihn von dem Marschall losreißen. Der Hund lief gerades Weges wieder zu dem Leichname, und man sah da den schrecklichen Mord, der an dem Marquis verübt worden war. Der Leichnam wurde in die Stadt gebracht; der Hund wich nicht von demselben, bis er beerdiget war, und brachte noch einige Tage auf dem Grabe desselben zu.

Der Hund war lange Zeit über den Tod seines Herrn sehr traurig, und lag einsam in einem Winkel. Die Diener des Getödteten waren dem Hunde jetzt noch mehr zugethan, da er den Schmerz über ihren unglücklichen Herrn mit ihnen theilte. Sie suchten ihn zu erheitern, und lockten ihn mit sich, so oft sie ausgingen.

Da geschah es nun wieder, daß er dem Marschall begegnete, und er stürzte, wie das erste Mal, wüthend auf ihn los. Dieses erregte Verdacht, besonders da man den unversöhnlichen Groll desselben gegen den Marquis wußte. Die Sache kam vor den König. Der Hund und der Marschall wurden vorgerufen. Der Hund wiederholte seine wüthenden Angriffe gegen ihn vor den Augen des Königs; der Verdacht wurde bestärkt, der Marschall in strenges Verhör genommen, wo er auch den Mord gestand. Der Mörder wurde mit dem Rade hingerichtet, und der Hund gewann die Gnade des Königs, dem er mit aller Liebe und Treue bis an seinen Tod zugethan war. Diese Geschichte ist aus einer alten Chronik entlehnt.

Wie viele Klugheit der Hund bey manchen Gelegenheiten beweiset, zeigt folgende Thatsache:

6. Ein Hund läuft am Ufer, weil er stromaufwärts nicht schwimmen kann.

Den Professor Abildgaard begleitete sein Hund Giordano auf allen seinen Reisen. Er schiffte einst auf dem Flusse Po in Italien stromaufwärts. Bey der Nacht wurde der Hund, welcher zur größten Reinlichkeit gewöhnt war, sehr unruhig, heulte und winselte auf dem Schiffe, ohne daß Herr Abildgaard begreifen konnte, was ihm fehlte. Als es Tag wurde, setzte er seine Klagen fort, bis er plötzlich über Bord sprang, und nach dem Ufer hinschwamm, wo er denn das that, was seine Reinlichkeit ihm nicht erlaubte, auf dem Schiffe zu thun. Hierauf setzte er sich von Neuem in den Fluß, und suchte das Schiff wieder zu erreichen. Da aber das Schiff gegen den Strom arbeitete, und dieser den Hund, so sehr er sich auch bemühte, immer zurückwarf, so war es ihm unmöglich, das Schiff einzuhohlen, und Herr Abildgaard fürchtete schon, daß der Hund der übermäßigen Anstrengung unterliegen, und endlich von den Fluthen verschlungen werden würde.

Giordano hatte lange vergeblich gesucht, gegen den Strom zu schwimmen; er sah die Unmöglichkeit, auf diese Art das Schiff zu erreichen; er kehrte plötzlich um, und suchte wieder aus Land zu kommen. Hier stand er einen Augenblick still, und betrachtete das Schiff, gleichsam als wenn er überlegen wollte, was zu thun sey. Auf einmahl fing er aus allen Kräften längs dem Ufer hinauf zu laufen an, so daß sein Herr ihn plötzlich aus dem Gesichte verlor.

Mittlerweile rückte das Schiff auf eben dem Wege im Strome fort, den der Hund auf dem Lande gelaufen war. Endlich sah man ihn wieder am Ufer, und zwar eine ziemliche Strecke vor dem Schiffe, von wo er abermahl sich ins Wasser stürzte, und darauf den Strom abwärts zum Schiffe hinschwamm, wo man ihn



Dann aufhob. — Geräth man bey dieser Geschichte nicht in Versuchung zu glauben, daß der Hund reiflich überlegt habe, wie er sich am leichtesten aus der Verlegenheit, in der er sich befand, reißen, und zu seinem Herrn gelangen könne?

7. Ein Hund weiß, welche Zeit es ist.

Der Kaufmann E. zu Halle hat jetzt noch eine kleine Mops-Hündinn, die er alle Tage mit in sein Gewölbe nimmt, welches einige Straßen weit von seiner Wohnung entfernt ist. Dieses kleine Thier weiß die Zeit äußerst genau. So bald die Glocke zwölf Uhr schlägt, steht es von seinem Sitze auf, dehnt und streckt sich ein Paar Mal, läuft zu seinem Herrn hin, springt an ihm in die Höhe, zupft und kratzt ihn, und fängt ein großes Gejaule und Geheul an, gleichsam als wollte es ihm sagen, daß es nun die Zeit wäre, zum Mittagsmahl nach Hause zu gehen.

Schließt sein Herr nicht gleich seinen Schreibtisch zu, und macht er sich zum Fortgehen nicht fertig, so fängt es an zu knurren, und beißt ihn am Ende aus Ungeduld in die Beine. Geht sein Herr fort, so weiß es sich vor Freude nicht zu fassen. Alles dieses wiederhohlt die kleine Hündinn, an jedem Mittage, so wie auch Abends mit dem Schlage 7 Uhr, wo es Zeit ist, nach Hause zu gehen.

8. Ein Hund findet den Schatz seines Herrn wieder auf.

In dem Kriegsjahre 1813 verbarg jeder, wo ein Überfall des Feindes zu befürchten war, alle seine Kostbarkeiten; denn man wußte aus Erfahrung, daß die Franzosen überall raubten und plünderten. In K., einer kleinen Gränzstadt von Steyermark gegen Käruthen, hatte ein Bürger seinen kleinen Vorrath von Silbergeld in einen blechernen Topf gethan, denselben fest

verschlossen, und an einem wohlbemerkten Orte vergraben.

Das Spätjahr, in welchem dieser Krieg angefangen hatte, zeichnete sich durch ungewöhnliche Regengüsse aus, welche die Flüsse so anschwollen, daß sie aus ihren Ufern traten, allenthalben Verheerungen anrichteten, und ganze Strecken Erdreichs mit sich fortzriffen. Schon war durch die ersten glücklichen Gefechte, in welchen die tapfere Osterreichische Armee unter Anführung des wackern Generals, Baron v. Hiller, die Feinde weit von den Gränzen zurückschlug, jede Gefahr eines feindlichen Einfalls entfernt, und jeder suchte seine verborgenen Habseligkeiten hervor. Auch der Bürger wollte seinen Nothysennig an dem Orte, den er sich lange, aus Furcht verrathen zu werden, nicht zu betreten getraut hatte, wieder zu Tage fördern, als er mit Schrecken gewahr wurde, daß keine Spur mehr von dem wohlbemerkten Plage da war: alles hatten die Fluthen ausgewählt und weggeschwemmt. Traurig sah er nach der Stelle hin, wo sein Weniges, das er sich im Schweiß des Angesichtes sauer durch Arbeit erworben hatte, verborgen gewesen, und er erblickte eine Schlucht, wo noch vor einigen Wochen ebenes Land gewesen war. Der Fluß hatte hier alles durchgewühlt, und mit sich fortgerissen. Sein Geld hielt er ohne Rettung für verloren.

Niedergeschlagen über den für ihn großen Verlust, ging er einige Wochen nachher mit seinem Hunde, den er oft ins Wasser zu hegen pflegte, fern vom Hause am Ufer des Flusses hin. Das Wasser stand nicht mehr hoch, und der Fluß wälzte sich in verschiedenen Krümmungen durch neue Beete, die er sich bey der letzten Überschwemmung ausgewählt hatte. Der Hund sprang mit freudigen Geberden gegen seinen Herrn, um ihn aufzufordern, daß er ihm etwas ins Wasser zum Rapportiren werfen möchte. Der Bürger warf ihm einen Stein hinein.

Kaum war der Hund im Wasser, so fing er eifrig mit den Vorderpfoten am Grunde zu wühlen an, und

Wollte etwas mit der Schnauze fassen, was ihm aber nicht gelang. Er setzte dieses lange Zeit mühsam fort, indem er immer den Kopf unter das Wasser tauchte. Der Herr rief den Hund zurück, dieser gehorchte nicht; vielmehr heulte und bellte er immer mit Eifer und Gier auf seine Beute, die er vergebens in die Höhe zu heben sich bemühte. Schon hatte er sie bis an die Oberfläche des Wassers gebracht, als er sie wieder fallen ließ.

Neugierig watete der Bürger durch das Wasser hin zu dem Hunde, um den Gegenstand seines Bemühens selbst empor zu heben. Er griff auf den Grund, und zog — seinen Topf mit dem Gelde heraus. Der Strom hatte ihn bey der Überschwemmung so weit mit fortgewälzt, und da liegen gelassen. Herr und Hund sprangen freudig mit dem Funde zur Fraunach Hause, die noch immer über den Verlust ihres ersparten Geldes sehr bekümmert war. Diesen Dienst, den der Hund den braven Bürgerleuten erwiesen hatte, suchten sie ihm durch eine fortdauernde gute Verpflegung und durch Liebkosungen aller Art zu vergelten.

Wie hatte nun der Hund den Topf gefunden? Der Stein, den der Bürger in den Fluß zum Rapportiren geworfen hatte, war durch ein glückliches Ungefähr in die Nähe des Topfes gefallen, den der Hund schon oft gesehen, und daher im Wasser wieder erkannt haben mußte. Gewohnt die Sachen seines Herrn aufzufinden, machte er sich gleich über denselben her, und vergaß den Stein, der ihm geworfen worden war. Vielleicht hat der sehr feine Geruch des Hundes beygetragen, das Eigenthum seines Herren zu erkennen.

9. Ein Hund weicht nicht von seinem erfrorenen Herrn.

Am 8. März 1814 Abends wurde der Abdecker der Herrschaft Ehrnau von Massendorf bey Loben mit Schriften und Brieffschaften nach dem Dorfe Michael gesendet. Er trat den Weg in Begleitung seines kleinen Hundes an. Es war sehr kalt, und fing

zu Schneeyen an. Die Nacht überraschte ihn mitten auf dem Wege; ein starker Wind erhob sich, und trieb ihn den Schnee in die Augen, daß er kaum vorwärts sehen konnte. Alle Wege hatte der Schnee bedeckt und unkenntlich gemacht; die Gräben und Schluchten waren angefüllt, und ganze Schneeberge thürmten sich an Hügeln und Bäumen auf. Die ganze Gegend bekam eine andere Gestalt, und durch die finstere Nacht wurde sie noch unkenntlicher. Der Abdecker verlor den Weg, und gerieth in eine mit Schnee angefüllte Schlucht.

Bergebeus suchte er sich herauszuarbeiten, Wind und Schneegestöber füllten dieselbe nur immer mehr an. Da war keine Rettung möglich. Der arme Mann wurde hoch mit Schnee bedeckt, und erstickte.

Man vermiste gleich des andern Tages den Verunglückten, aber man konnte ihn nicht auffinden: er war in der Dunkelheit der Nacht zu weit von dem Wege abgekommen. Zudem dauerte Wind und Schneegestöber noch immer fort, welche jede Spur und jeden Fußtritt von ihm ganz vertilgt hatten. Erst am 23. März, also nach 15 Tagen, da der Schnee großen Theils geschmolzen war, fand man ihn auf den Feldern von Zimmerdorf; und sein Hund war es, der den Leichnam seines Herrn entdeckte half.

Dieses getreue Thier saß auf dem Schnee, unter welchem sein Herr begraben war; er hatte sich eine Höhle durch den Schnee bis zu seinem todten Herrn gegraben. Er lief wechselweise zu demselben hin, liebte und leckte ihn, und fing dann erbärmlich zu heulen an. Jedem, der sich der Leiche näherte, wies er die Zähne, und erst dann, als er von mehreren Leuten weggeschreckt wurde, nahm er die Flucht nach Hause. So brachte dieser treue Hund volle 15 Tage und Nächte bey der Leiche seines Herren zu, und man konnte nicht erheben, welche Nahrung der Hund während dieser Zeit zu sich genommen habe, da man ihn in den nächstgelegenen Dörfern während dieser Zeit mit keinem Auge gesehen hatte.

# I n h a l t.

	Seite
Schöne Züge der Wohlthätigkeit. . . . .	7
Das Gespenst. . . . .	17
Spieler nicht mit dem Feuer. . . . .	19
Eine kleine Gabe von großem Werthe. . . . .	20
Die Kosaken und der Jude. . . . .	22
Was du findest, gib zurück. . . . .	23
Man spiele nicht unvorsichtig mit scharfen Waffen. . . . .	28
Unter einem schlechten Rocke wohnt oft ein edles Herz. . . . .	32
Unfittlichkeit und Grausamkeit gegen Thiere. . . . .	34
Wohlthätige Krankenpflege. . . . .	39
Das Leiten der Wagenpferde ist keine Sache der Kinder. . . . .	40
Kindliche Liebe. . . . .	43
Wer sich in Gefahr begibt, kann in derselben unkommen. . . . .	45
Eine Kriegs-Scene, vor der das menschliche Herz zurückschudert. . . . .	51
Eine erfreulichere Anekdote. . . . .	53
Wohlwollende Herzensgüte. . . . .	54
Achtung gegen den Lehrer. . . . .	56
Schöne Züge der Redlichkeit. . . . .	57
Dienst und Gegendienst. . . . .	61
Betrug durch Aberglaube . . . . .	66
Wunderbare Täuschung im Traume. . . . .	76
Menschenrettung. . . . .	77
Folge des Eigensinnes. . . . .	82
Mutterliebe. . . . .	83
Hänget euch an keine Wagen an. . . . .	85
Ein muthwilliger und verderblicher Scherz. . . . .	88
Verzeihung ist schöner als Rache. . . . .	89
Edelmüthige Wohlthätigkeit. . . . .	91
Folgen der Trunkenheit in mehreren Beyspielen. . . . .	94

# I n h a l t.

	Seite
Eine Wohlthat, zu der sich oft Gelegenheit darbietet	100
Vorsicht bey dem Wasserfahren.	101
Vorsicht mit Feuer und Licht.	108
Der wohlthätige Landwehrmann.	115
Weichet behuthsam den Pferden aus.	116
Der Pudel als Lebensretter.	119
Menschenfreundlichkeit des Kaisers Alexander.	121
Ein junger Mensch erfriert.	121
Zornmüthigkeit, Zanksucht, Schlägerey.	123
Nöthige Aufsicht über Wahnsinnige.	128
Der Argwohn täuscht oft.	130
Seyd vorsichtig bey euern Spielen und Unterhaltungen.	132
Der menschenfreundliche Gläubiger.	135
Die Enkel tilgen die Schuld des Großvaters.	136
Vorsicht mit Feuergewehren.	138
Der menschenfreundliche Samaritan.	145
Ein Mädchen wird durch die Magd zum Stehlen verleitet.	147
Tödlicher Biß der gemeinen Mutter.	152
Erwachen der Scheintodten.	155
Anhänglichkeit einer Katze.	157
Die Ratten als Diebe.	158
Der menschenfreundliche Kosak.	159
Mecket die Hunde nicht.	161
Der Hund, des Menschen Freund und Gefährte.	162

ite

100  
101  
108  
115  
116  
119  
121  
121  
123  
128  
130  
  
132  
135  
136  
138  
145  
  
147  
152  
155  
157  
158  
159  
161  
162









